



- REFORMATION – VOM KONFLIKT ZUR GEMEINSCHAFT
- »ORTE KIRCHLICHEN LEBENS« – WAS BEDEUTET DAS FÜR DIE CARITAS?
- NEUE NACHBARN – BLITZLICHT AUF DIE ARBEIT MIT GEFLÜCHTETEN
- BRÜCKENBAUER – CHRISTEN UND MUSLIME IM GESPRÄCH

- 1** VORWORT
Hermann Fränkert-Fechter



- 2** 500 JAHRE REFORMATION
REFORMATIONSGEDENKEN 2017
Interview mit Weihbischof Dr. Matthias Heinrich

- 6** EINER VON UNS –
EIN KATHOLISCHER BLICK AUF MARTIN LUTHER
Von Hans-Joachim Ditz

- 9** VOM KONFLIKT ZUR GEMEINSCHAFT
Papst Franziskus in Lund
Von Alfred Herrmann

- 14** JESUS HATTE KEINE TAGESORDNUNG UND KEINEN JÜNGERRAT
Eine Meditation von Diözesancaritasdirektorin Ulrike Kostka



- 16** »ORTE KIRCHLICHEN LEBENS« –
WAS BEDEUTET DAS FÜR DIE CARITAS?
Von Daniela Bethge

- 21** ENGE GRENZEN AUFGEBEN UND NEUE RÄUME ERMÖGLICHEN
Bericht vom Fachtag Sozialraumorientierung
Von Christina Bustorf

- 24** NEUE NACHBARN RUND UM DEN KIRCHTURM
Blitzlicht auf die Arbeit mit Geflüchteten
Von Michael Haas

- 28** GLAUBE ALS BRÜCKENBAUER
Wie Christen und Muslime ins Gespräch kommen können
Von Christina Bustorf



- 32** WANDERN AUF DEM PALÄSTINENSISCHEN ABRAHAMSPFAD –
EIN EXPERIMENT
Ein Bericht von Carla Böhnstedt

- 36** NEUE HERAUSFORDERUNGEN UND ALTE TRADITIONEN
VERBINDEN IM ERZBISTUM BERLIN
Diasporafahrt des diözesanen Bonifatiuswerkes
Von Anja Goritzka

- 38** »CAFE CONTACT« –
RÜCKENWIND FÜR ENTLASSENEN STRAFGEFANGENE
Von Stefan Friedrichowicz und Alexander Obst

- 40** SOZIALE TAGE – CARITAS HAUTNAH

- 42** BUCHBESPRECHUNGEN

REFORMATION – UND WIR



Quelle: Walter Wetzler

Stell dir vor, es ist Reformationsjubiläum und die Katholiken gehen hin. Stell dir vor, die Evangelischen Kirchen gedenken des Thesenanschlags Martin Luthers und es kommt nicht zu konfessionellen Abgrenzungen. Mit Stauen sehen wir, was möglich ist. Im schwedischen Lund wird Papst Franziskus bei den Feierlichkeiten des Lutherschen Weltbundes mit großer Herzlichkeit empfangen. Bei der Auftaktveranstaltung zum Reformationsgedenken in Deutschland in der Berliner Marienkirche gehören die offiziellen Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz zu den Liturgen. Eine ökumenische Pilgergruppe fährt »mit Luther zum Papst«. Fast schon wie selbstverständlich nimmt Bischof Markus Dröge an der katholischen Jahreskonferenz der Geistlichen zum Thema Reformation teil und diskutiert mit den katholischen Bischöfen und Seelsorgern den Stand der Ökumene. Wenn auch weiterhin Unterschiede in zentralen Glaubensfragen bleiben, so ist doch das Gemeinsame wichtiger als das Trennende, zumal in einer Gesellschaft, in der die Zustimmung zum Glauben schwindet. Bischof Dröge drückt es so aus: Wir können »zusammen deutlich machen, was die christliche Botschaft heute bewirken kann«. Und Erzbischof Koch stimmt ihm zu: »Vor allem in der ostdeutschen Diaspora geht es nur gemeinsam, die Gottesfrage wach zu halten.« (KNA-News 13.11.2016)

In dieser Ausgabe der INFO nehmen wir die Ökumene in den Blick. Weihbischof Heinrich, der gleichzeitig Bischofsvikar für die Ökumene ist, wird in einem Interview zum Reformationsgedenken befragt. Der Pastoralreferent und Ökumene-Fachmann Hans-Joachim Ditz wirft einen Blick auf Martin Luther aus katholischer Sicht, der durchaus Überraschungen bereit hält. Und der Journalist Alfred Herrmann geht in seinen Bericht über den Papstbesuch in Lund auf Grundfragen der Ökumene ein.

Die weiteren Themen dieser INFO haben alle mit der öffentlichen Präsenz des Glaubens in unserer Gesellschaft zu tun. In der Mitte des Heftes finden Sie eine Meditation von Diözesancaritasdirektorin Ulrike Kostka mit dem Thema »Ratlosigkeit vor Gott zulassen«. Wer sehr beschäftigt ist in Zeiten des pastoralen Wandels, sollte sich auch eine Zeit der Besinnung gönnen.

*Eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit wünscht Ihnen
Hermann Fränkert-Fechter*

»ICH HOFFE, DASS DIE BEGEGNUNGEN HELFEN WERDEN, UNS MEHR ZU SCHÄTZEN UND GEMEINSAM ZU HANDELN«

INTERVIEW MIT WEIHBISCHOF DR. MATTHIAS HEINRICH ZUM REFORMATIONSGEDENKEN

Info: Sehr geehrter Herr Weihbischof, am 31. Oktober 2017 ist der 500. Jahrestag des legendären Thesenanschlags von Martin Luther. Die Evangelischen Kirchen feiern bis dahin ihr Reformationsjubiläum. Was gibt es für Katholiken zu feiern?

Weihbischof: Rückblickend auf die Reformation – gibt es eigentlich nichts zu feiern. Das hat die Deutsche Bischofskonferenz zum Ausdruck gebracht, indem sie ja nicht von Reformations- oder Lutherjubiläum sprechen will, sondern eher von Reformationsgedenken.

Jede Kirchenspaltung ist ja ein Ereignis, das dem Willen Jesu Christi widerspricht und das Zeugnis der Christenheit in der Welt schwächt. Dies bedeutet natürlich nicht, dass die damalige Kirche nicht in Vielem der Reform bedurfte, und sie bleibt auch heute eine *semper reformanda*.

Vorausschauend auf das, was wir in der Ökumene an Hindernissen schon überwunden haben und auf dem wir gemeinsam weiterbauen können (in Theologie und Praxis), gibt es manches zu feiern. Und schließlich – so hat es ein kluger Mann einmal gesagt – heißt Ökumene ja nicht, vor allem sich gegenseitig anzuschauen, sondern gemeinsam auf Christus zu schauen, der unsere Vergangenheit und Zukunft ist. Darum sprechen viele zu Recht von einem »Christusfest« (Bedford-Strohm), das wir feiern wollen, und das durchaus auch im Sinne Luthers wäre.

Info: Lange wurde spekuliert, ob Papst Franziskus zu diesem Anlass nach Deutschland kommen würde. Nun war er im schwedischen Lund gewesen und hat an den Feierlichkeiten des Lutherischen Weltbundes teilgenommen. Welche Akzente konnte der Papst setzen?

Weihbischof: Der Papst hat durch seinen Besuch deutlich gemacht, dass wir als Christen zusammengehören und zusammengehören wollen. Und er hat Mut gemacht, den Weg der Ökumene weiterzugehen. Dass er dennoch keine Einladung zur gemeinsamen Abendmahlsfeier ausgesprochen hat, zeigt, dass es bezüglich der Eucharistie markante Differenzen gibt, und Fragen zu klären sind. Eine Kommuniongemeinschaft, die manche erwartet und in sei-

nem Besuch in der Lutherischen Gemeinde in Rom gesehen haben wollen, ist bisher jedenfalls nicht möglich.

Info: Im kommenden Jahr wird es eine Vielzahl von Veranstaltungen zum Lutherjahr geben. Woran sollten sich katholische Christen beteiligen?

Weihbischof: An allen Veranstaltungen, die zeigen, was uns als Christen verbindet, und die uns mehr zusammenbringen. Hier gibt es ja viele, auf landeskirchlicher bzw. diözesaner Ebene und noch mehr im Bereich der Dekanate und Pfarreien. Auch der Evangelische Kirchentag sollte dabei nicht vergessen werden, wo wir auch als Katholische Kirche gute Gastgeber und auch Mitwirkende sein wollen.

Info: Am 11. März 2017 wird in Hildesheim der zentrale Buß- und Versöhnungsgottesdienst der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) und der Evangelischen Kirchen in Deutschland (EKD) begangen. »Healing of Memoires« will die Wunden der Vergangenheit heilen. Was sollte geheilt werden?

Weihbischof: Healing of memories bedeutet für mich besonders, nicht weiter die Wunden zu lecken bzw. aufzureißen, die wir uns in der Vergangenheit im Kampf gegeneinander geschlagen haben – Vorwürfe, Beschuldigungen, Unterstellungen, Gehässigkeiten, – und deren Erinnerung uns lähmt, gemeinsam in die Zukunft zu schauen und zu gehen.

Info: Schauen wir auf Martin Luther: Welche Relevanz kann er für den heutigen Menschen haben und wo bleibt er ganz »Kind seiner Zeit«?

Weihbischof: Martin Luther – das anerkennt auch die Katholische Kirche – war ein Mann des tiefen Glaubens, der sich existentiell mit der Frage nach Gott auseinandergesetzt und nach dem gnädigen Gott gesucht hat. Er hat die Menschen dabei auf Christus, auf die Heilige Schrift und auf den Glauben verwiesen. Und er hat die »Freiheit des Christenmenschen« deutlich gemacht, die letztlich eine geschenkte Freiheit und die darum nicht nur eine Freiheit

von etwas, sondern auch eine Freiheit zu etwas ist. Da kann man auch heute noch manches von ihm lernen.

Besonders in der Art und Weise wie er seine Auseinandersetzungen geführt hat, ist er »Kind seiner Zeit« gewesen – vor allem seine Bemerkungen, gegen den Papst, gegen die Türken oder gegen die Juden.

In manchem muss man dabei wohl auch noch den frühen und späten Luther unterscheiden.

Info: Im Jahr 1999 wurde die gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre beschlossen und damit ein Meilenstein der Ökumene gesetzt. Werden wir in diesem Jahr des Reformationsgedenkens Fortschritte in der Eucharistie- und Abendmahlsgemeinschaft erwarten dürfen? Wo sollten die Kirchen sonst aufeinander zugehen?

Weihbischof: In Bezug auf die Kommunion- bzw. Abendmahlsgemeinschaft sind die Unterschiede im Verständnis dessen, was Eucharistie, Abendmahl und Wandlung sind und bedeuten, nach wie vor gegeben – im Übrigen auch innerhalb der protestantischen Kirchen. Für die Katholische Kirche sind dabei auch Fragen der Ekklesiologie und des Weihepriestertums berührt, welche die Grundlage einer eucharistischen Kommunion bilden. Diese Unterschiede vergehen auch nicht einfach mit den Jahren bzw. Jahrhunderten. Sie durch eine unreflektierte Praxis nur verwischen zu wollen, wäre wohl auch nicht im Sinne des reformatorischen Gedankens. Und ein äußeres Tun ohne innere Überzeugung wäre sicherlich das falsche Zeichen.

In einer Zeit, wo auch das Wissen über den konfessionellen Glauben oftmals defizitär ist, könnte das Reformationsgedenken aber zu einer vertieften Selbstvergewisserung über den eigenen Glauben helfen und zur Erkenntnis, dass uns in den unterschiedlichen christlichen Konfessionen mehr verbindet als trennt.

*Weihbischof
Dr. Matthias Heinrich
im Gespräch mit
Bischof Markus Dröge*



Positiv scheint mir diesbezüglich zu sein, dass auch die evangelische Kirche das Abendmahl immer mehr schätzt und häufiger gottesdienstlich feiert. Im Übrigen sollten alle Konfessionen – angesichts der Verdunstung des christlichen Glaubens – Wege suchen, wie wir unseren Glauben gemeinsam verkünden und den Menschen wieder nahe bringen können. Evangelisierung und Weitergabe des Glaubens sind Themen, die alle Konfessionen betreffen.

Info: Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz führt die kirchliche Trauung für gleichgeschlechtliche Partnerschaften ein. Ist die Evangelische Kirche uns voraus?

Weihbischof: Dieser Schritt ist ja auch in der Evangelischen Kirche umstritten. Nicht alle PfarrerInnen und Gemeinden werden entsprechend handeln. Auch nicht alle Landeskirchen und Bischöfe sind hier der gleichen Auffassung. In Bezug auf die Ehe und die kirchliche Trauung bleibt die Katholische Kirche – wie die Kirche des Ostens übrigens auch – jedenfalls der Überzeugung, dass gemäß dem biblischen Menschenbild die Ehe – insbesondere die christlich-sakramentale Ehe – Gemeinschaft zwischen Mann und Frau bedeutet. Insofern ist für mich die Entscheidung mehrerer Landeskirchen leider nur ein »regressiver Fortschritt« (Th. Adorno), ein Fortschritt, der eher zurückwirft, weil er mehr auseinander, als zusammenbringt.

Info: Hilft der Begriff der »versöhnten Verschiedenheit« um Unterschiede besser aushalten zu können? Was genau ist damit gemeint?

Weihbischof: Zumindest könnte dieser Ausdruck deutlich machen, dass wir Verschiedenheiten aushalten, und dass wir uns trotz solcher Verschiedenheiten nicht mehr bekämpfen, sondern in wesentlichen Punkten gemeinsam handeln wollen und können, weil uns das Glaubensbekenntnis verbindet, und wir letztlich zusammengehören.

Als ein wirkliches Einheitsmodell scheint mir die sogenannte Verschiedenheit aber nicht ausreichend.

Info: Der Jesuitenschüler Heiner Geißler hat in einem Interview zum Besten gegeben: »In jedem intelligenten Katholiken steckt ein Protestant«. Ist das nur Polemik oder steckt ein Körnchen Wahrheit drin?

Weihbischof: Mit der Intelligenz ist das so eine Sache – wie man sieht. Ich kann mit solchen plakativen Sprüchen jedoch wenig anfangen. Aber positiv verstanden, könnte dies bedeuten: in jedem Katholiken sollte auch ein kritischer Geist stecken. Im Übrigen war Luther ja Katholik – und er wollte es eigentlich auch bleiben.

Info: Bei allem Reformationsgedenken wird leicht die multilaterale Ökumene vergessen. Was sollten wir bedenken angesichts der orthodoxen und altorientalischen Gemeinden, die bei uns beheimatet sind und viele Flüchtlinge aufgenommen haben?

Weihbischof: Zuerst sollte man sich klar machen, dass Ökumene auch hier in Deutschland und gerade in Berlin mehr ist als das gemeinsame Suchen und Tun zwischen Evangelischer und Katholischer Kirche. Nicht nur, aber auch aufgrund der Fluchtbewegung nach Deutschland sind viele Christen, z. B. Syrer, Chaldäer oder Kopten, zu uns gekommen. Auch Griechisch- und Russisch-Orthodoxe Christen werden bei uns – aus vielerlei Gründen – zahlreicher. Ökumene muss darum alle christlichen Kirchen in den Blick nehmen. Sie muss multilaterale Ökumene sein, wie es sich im ÖRBB ja durchaus widerspiegelt.

Da manche dieser Christen und Kirchen von sich aus weder Kirchen, kirchliche Räume, Finanzen oder entsprechende Strukturen besitzen, geht es auch darum, diese Schwestern und Brüder nach Kräften zu unterstützen, Begegnungen mit ihnen zu schaffen, den Dialog zu suchen und mit ihnen zusammen Christ zu sein im Gebet, in Gottesdiensten, aber auch in der Anteilnahme ihrer Sorgen.

Viele dieser Christen gehören den verfolgten Kirchen an. Sie haben einen tiefen Glauben für den sie auch unter massiver Verfolgung Zeugnis abgelegt haben. So können wir von ihnen lernen – lernen, dass Christen für ihren Glauben stehen müssen und dieser Glaube auch etwas kosten kann.

Info: Seit nunmehr einem Jahr sind Sie Bischofsvikar für Ökumene. Auf welche Aufgaben freuen Sie sich und welche Hoffnungen hegen Sie in diesem Jahr des Reformationsgedenkens?

Weihbischof: Überhaupt ist es ja eine dankenswerte Aufgabe an und für die Einheit der Kirche mitzuarbeiten – das ist ja immerhin ein ausdrücklicher Auftrag Jesu Christi. Es sind aber weniger Aufgaben, die mich freuen, als Begegnungen.

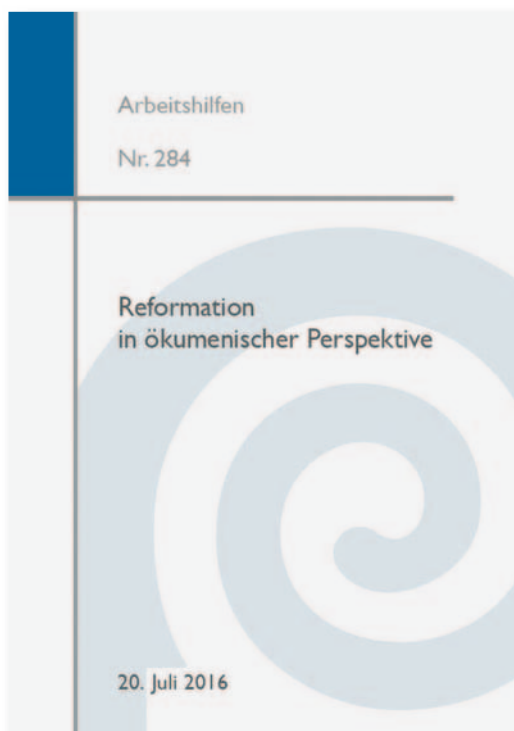
Und ich hoffe, dass diese Begegnungen helfen werden, uns noch besser kennen zu lernen, mehr zu schätzen und gemeinsamer zu handeln.

Info: Vielen Dank!

Das Interview führte Hermann Fränkert-Fechter.



Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen
 Ein gemeinsames Wort zum Jahr 2017
 Gemeinsame Texte Nr. 24
 Hrsg. Evangelische Kirche in Deutschland
 und Sekretariat der
 Deutschen Bischofskonferenz



Reformation in ökumenischer Perspektive
 Arbeitshilfen; 284
 Hrsg. Sekretariat der
 Deutschen Bischofskonferenz
 Bonn 2016

Hans-Joachim Ditz

EINER VON UNS

EIN KATHOLISCHER BLICK AUF MARTIN LUTHER

Noch für die Generation meiner Großeltern war Martin Luther ein Ketzer und übler Kirchenspalter. Ich kann mich erinnern, wie mein Vater – halb erstaunt, halb amüsiert – erzählte, dass es sich für seine Eltern als »gute Katholiken« nicht geziemte, den Namen Luther überhaupt in den Mund zu nehmen.

Wie sich die Zeiten ändern. Ich sehe in Martin Luther zuerst den zutiefst gläubigen Menschen und im Katholischen verwurzelten Theologen, der einen notwendigen Bußruf an die Kirche seiner Zeit sendete, den diese nicht hören wollte. Und meine Kinder? Ihnen fehlt jegliches Verständnis dafür, dass Generationen vor ihnen sich mit solcher Inbrunst wegen konfessioneller Differenzen bekämpfen konnten. Ökumene? Für sie eine Angelegenheit der Grauhaarigen. An konfessionellen Grenzen scheitern heute keine Partnerschaften mehr. Schon eher an interreligiösen Grenzen. Interreligiöser Dialog ist heute das existenziellere Thema.

So gesehen bietet das vor uns liegende Jahr der Erinnerung an die Reformation die Chance, alte Ressentiments und liebgewordene Klischees aufzugeben, um den Kopf frei zu bekommen für die wichtigen Herausforderungen unserer Zeit. Dazu könnte den Katholischen helfen, den katholischen Martin Luther zu entdecken.

Martin Luther ist ohne den Hl. Augustinus nicht zu verstehen. Keine gewagte These – immerhin war der Mann Angehöriger des Augustiner-Eremiten-Ordens. Ein zentraler Begriff der Theologie Luthers ist Freiheit. Freiheit ist für Martin Luther immer an Gott gebundene Freiheit. Darin folgt er ganz Augustinus: »Liebe – und tu, was du willst.«

Hans-Joachim Ditz



Quelle: Privat

*»Ein Christenmensch
ist ein freier Herr über alle Dinge
und niemand untertan.
Ein Christenmensch
ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge
und jedermann untertan.«*

Das ist kein Aufruf zum zügellosen Leben – wenngleich Augustinus ein solches in jungen Jahren führte. Gemeint ist etwas ganz anderes, was im Blick auf den Kontext der Zehn Gebote deutlich wird. Diese werden in Exodus 20 eingeleitet mit der Erinnerung an Gottes befreiende Tat: »Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus.« Wer sich ganz und gar von dem befreienden Gott getragen weiß, der hat es nicht nötig, zu stehlen, zu morden, zu betrügen, die Ehe zu brechen. Über ein bloßes Verbot hinaus ist das der tiefere Sinn der Zehn Gebote. Nicht bloß »Du sollst nicht« sondern »Du wirst nicht«, weil du es nicht mehr nötig hast, dich selbst durch Unrecht über andere zu erheben. Du bist immer schon – mit Luther gesprochen – gerechtfertigt durch Gott. Du musst dich nicht selber groß machen, was im Übrigen auch nicht funktioniert. Gott macht dich groß. Darum: Liebe und tu, was du willst, es wird immer das Richtige sein. Diese augustinische Vorstellung von der in Liebe gebundenen Freiheit spiegelt sich wider in Luthers bewusst paradox formuliertem Wort: »Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.« Der Christ ist frei gegenüber den Mächtigkeiten dieser Welt zum caritativen Dienst am Nächsten. Nichts soll ihn hindern, keine Macht, keine Pracht, am Einsatz für den Nächsten.

Luther, ganz auf der Linie des hl. Augustinus. Ich vermute, meine Großeltern wären stark irritiert gewesen. Und die Irritation wäre vermutlich noch größer geworden, wäre ihnen bewusst geworden, dass Luther – ganz Kind der katholischen Kirche – ein großer Marienverehrer war. 1520/21 schreibt er einen langen Kommentar über das Magnificat, »dies heilige Lied der hoch gesegneten Mutter Gottes, das wahrhaftig allen, die gut regieren und heilsam Herren sein wollen, gut zu lernen und zu behalten ist«. Marias Warnung an die Herrschenden »Er stößt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen« darf für Luther aber keinesfalls als Aufruf zum politischen Umsturz instrumentalisiert werden. Für Luther ist die weltliche Ordnung Ausdruck der göttlichen Ordnung und somit sakrosankt. Außerdem hätte er ohne Schutz und Unterstützung der Fürsten sein Reformationsprojekt nicht er-

folgreich zu Ende führen können. Sie, die Fürsten, sind zu ermahnen, ein gottesfürchtiges und gottgefälliges Regiment zu führen. Das »verleihe uns Christus durch Fürbitte und Willen seiner lieben Mutter Maria! Amen.« (Ende des Magnificat-Kommentars)

Maria als Fürsprecherin? Waren wir uns nicht sicher, dass wir Katholischen uns (auch) durch die Marien- (und Heiligen-)verehrung von den Evangelischen unterscheiden? Die starken evangelisch-katholischen Antagonismen entstehen allerdings erst in späterer Zeit. Mit Blick auf Luther schwimmen Sie, verlieren an Schärfe. Selbst Luthers Eucharistieverständnis ist so katholisch, dass jahrhundertlang keine Abendmahlsgemeinschaft mit den Reformierten (den sich auf Calvin und Zwingli berufenden evangelischen Christen) möglich war. Luther hält an der Realpräsenz in der Eucharistie fest, auch wenn er die Lehre von der Transsubstantiation als philosophisches Konstrukt ablehnt. Die Reformierten hingegen feiern das Abendmahl als reines Gedächtnismahl, ohne Glauben an eine reale (personale) Präsenz Jesu Christi in den Gestalten von Brot und Wein. Diese Kluft zwischen Lutheranern und Reformierten konnte erst 1973 durch eine Vereinbarung, die sog. »Leuenberger Konkordie«, überwunden werden.

Der katholische Martin Luther – in theologischen Kreisen eigentlich ein alter Zopf. Seit fast 50 Jahren gibt es katholisch-lutherische Konsensgespräche, die zahlreiche Dokumente wachsender Übereinstimmung erbracht haben. Unlängst hat sich Papst Franziskus mit dem Lutherischen Weltbund im schwedischen Lund, dem Gründungsort des

Weltbundes, getroffen. Erstmals feierte ein Papst das Reformationsjubiläum in einem Gottesdienst gemeinsam mit Lutheranern. Der Präsident des lutherischen Weltbundes, Munib Younan, und der Papst haben eine Erklärung unterzeichnet und richten einen Appell an die Basis: «Wir wenden uns an alle lutherischen und katholischen Gemeinden und Gemeinschaften, unerschrocken und schöpferisch, freudig und hoffnungsvoll bezüglich ihres Vorsatzes zu sein, die große Reise, die vor uns liegt, fortzusetzen.» Ausdrücklich wird die Situation der konfessionsverbundenen Paare angesprochen: »Wir erfahren den Schmerz all derer, die ihr ganzes Leben teilen, aber Gottes erlösende Gegenwart im eucharistischen Mahl nicht teilen können. Wir erkennen unsere gemeinsame pastorale Verantwortung, dem geistlichen Hunger und Durst unserer Menschen, eins zu sein in Christus, zu begegnen.« Werden wir endlich eine Lösung in dieser Frage finden, die der nächste Schritt in Richtung Gemeinschaft unserer beiden Kirchen wäre? Luthers Eucharistieverständnis steht dem jedenfalls nicht entgegen.

Martin Luther – er stand mit einem Bein im Mittelalter und und schritt mit dem anderen beherzt in die Neuzeit aus. Als Mönch, Theologe und zutiefst gläubiger Mensch wollte er die Katholische Kirche erneuern, keinesfalls spalten. Die Formel »ecclesia semper reformanda« – ein Wort, das übrigens Augustinus zugeschrieben wird – eint mittlerweile Evangelische wie Katholische. Wir dürfen gespannt sein, wo wir am Ende des gerade begonnenen Jahres der Erinnerung an die Reformation stehen werden. Meine Hoffnung: Als Katholische versöhnt mit der Person und der Wirkung von Martin Luther, der einer von uns war.

.....
Hans-Joachim Ditz ist Geschäftsführer in der Geschäftsstelle des Ökumenischen Rates Berlin-Brandenburg sowie Beauftragter für die Ökumene im Erzbistum Berlin.

Literaturhinweise

Zwei Autoren, die bezüglich der Reformation die Kontinuitäts- bzw. Transformationsthese vertreten, nach der Martin Luther und die Reformation aus den spätmittelalterlichen und katholischen Wurzeln zu verstehen ist (im Unterschied zur Position, die in der Reformation einen Bruch mit dem Mittelalter sieht) sind:

Volker Leppin, evangelischer Theologe und Professor für Kirchengeschichte an der Eberhard Karls Universität Tübingen und Heinz Schilling, em. Professor für Europäische Geschichte der frühen Neuzeit an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Volker Leppin,

Die fremde Reformation: Luthers mystische Wurzeln

247 Seiten, C.H. Beck, 2016

Volker Leppin,

Martin Luther: Vom Mönch zum Feind des Papstes

156 Seiten, Lambert Schneider-Verlag, 2013

Heinz Schilling,

Martin Luther: Rebelle in einer Zeit des Umbruchs

728 Seiten, C. H. Beck, aktualisierte Sonderausgabe 2016

Außerdem sehr lesenswert, um ein Gespür für die so ganz andere Zeit und das Lebensgefühl der Menschen an der Schwelle vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit zu bekommen:

Bruno Preisendörfer,

Als unser Deutsch erfunden wurde: Reise in die Lutherzeit

496 Seiten, Galiani Verlag Berlin, 2016



Alfred Herrmann

»VOM KONFLIKT ZUR GEMEINSCHAFT«

GEMEINSAMES REFORMATIONSGEDENKEN MIT PAPST FRANZISKUS IN LUND

Brote und Fische, Trauben und Weinkelche: Jesus Christus steht an einem gedeckten Tisch und breitet einladend die Hände aus. Drum herum reihen sich Menschen aus allen Erdteilen. Unten am Fuß des farbenfrohen Vortragekreuzes ist die Weltkugel zu sehen, getragen in Gottes Händen. Aus ihr entspringt ein Weinstock, der zahlreiche, fruchtbare Rebzweige hervorbringt. Durchweht wird die ganze Szenerie vom Heiligen Geist. In der Gestalt dreier Tauben verbindet er die einzelnen Bilder miteinander.



Ökumenischer Gottesdienst in Lund, v. l. n. r.:

Kardinal Kurt Koch, Munib Younan, Präsident des Lutherischen Weltbundes (LWB),
Papst Franziskus und Martin Junge, Generalsekretär des LWB.



Das Vortragekreuz des Gottesdienstes in Lund. Gestaltet wurde es von einem Künstler aus El Salvador.

Foto: Marie Renaux/LWF

Es war ein historisches Moment, als der Präsident des Lutherischen Weltbundes Munib Younan und Papst Franziskus Seite an Seite hinter diesem Vortragekreuz in die vollbesetzte Domkirche im schwedischen Lund einzogen. Gemeinsam gedachten die beiden Kirchenoberen der Reformation, die an diesem Tag vor 499 Jahren mit der Veröffentlichung von Martin Luthers 95 Thesen in Wittenberg ihren Ausgang nahm. »Vom Konflikt zur Gemeinschaft – Verbunden in der Hoffnung« lautete das Motto des feierlichen ökumenischen Gottesdienstes und der anschließenden Großveranstaltung in der Malmö Arena am Reformationstag.

Dass der Papst im Rahmen des 500. Reformationsgedenkens ins schwedische Lund und nicht nach Deutschland, ins Land der Reformation reiste, überraschte. Offizielle Vertreter des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) nahmen nicht am Gottesdienst in Lund teil. Die EKD eröffnete zeitgleich offiziell das Jubiläumsjahr mit einem feierlichen Gottesdienst und einem Festakt in Berlin. »Wir werden am Reformationstag 2016 froh und dankbar von Berlin nach Lund winken«, meinte EKD-Ratsvorsitzender Heinrich Bedford-Strohm im Vorfeld. »Wir gehen in dieses Reformationsjubiläumsjahr mit einer großen ökumenischen Zuversicht – 2017 ist eine historische Chance auf dem Weg zur Einheit der Kirchen.«

Das Reformationsgedenken sei keine allein deutsche Angelegenheit, sondern eine universale, begründete Kurienkardinal Kurt Koch, Präsident des Pöpstli-

chen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, die Entscheidung Roms für Lund und die Begegnung mit den obersten Vertretern des Lutherischen Weltbundes. Die Feier zum 70-jährigen Bestehen des 1947 in Lund gegründeten Lutherischen Weltbundes, der mehr als 70 Millionen Christen weltweit vertritt, sowie das 50-jährige Jubiläum des Lutherisch-Katholischen Dialogs auf Weltebene boten einen entsprechenden Anlass. Hinzu kommt, dass der ökumenische Dialog der Katholischen Kirche mit den Lutherischen Kirchen weit vorangeschritten ist. So unterzeichneten Lutherischer Weltbund und Rom bereits 1999 die gemeinsame Erklärung, in der sie sich zu einem gemeinsamen Grundverständnis der Rechtfertigungslehre bekannten.

EIN NOVUM IN DER KIRCHENGESCHICHTE Das gemeinsame Reformationsgedenken von evangelischen und katholischen Christen bildet ein Novum in der Kirchengeschichte. Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre es undenkbar gewesen, dass die obersten Kirchenvertreter dieser beiden christlichen Konfessionen gemeinsam Früchten und Fehlern der Reformation gedenken. So nahe standen sich die Protestantischen Kirchen und die Katholische Kirche in den vergangenen 500 Jahren zu keinem Zeitpunkt, ist von beiden Seiten zu hören.

Ein Novum bildete auch die Form des ökumenischen Gottesdienstes, wie er in Lund gefeiert wurde. Eine eigene liturgische Arbeitsgruppe der »Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit« hat ihn erarbeitet. Damit entwickelten erstmals Lutheraner und Katholiken gemeinsam auf oberster Ebene eine offizielle Liturgie. In ihr soll zum Ausdruck kommen, was beide Konfessionen im Innersten verbindet: der gemeinsame Christusglaube und das Zeugnis für Christus. Dem Gottesdienst stehen Vertreter der Lutherischen und der Katholischen Kirche gleichberechtigt vor. Sie danken Gott für die Gaben der Reformation. Sie bekennen die Schuld für Verfehlungen und Verletzungen, die im Namen der konfessionellen Spaltung begangen wurden. Sie bitten Gott und die jeweiligen Kirchen um Vergebung, für die bis heute andauernde Trennung der christlichen Gemeinschaft. Schließlich verpflichteten sie sich und ihre Kirchen zum gemeinsamen Zeugnis. Geht es nach Lutherischem Weltbund und Päpstlichem Rat zur Förderung der Einheit der Christen soll diese Liturgie im Jubiläumsjahr nicht nur in Lund, sondern überall in den Ortskirchen gefeiert werden. Unter www.2017gemeinsam.de ist der ökumenisch erarbeitete Gottesdienst für jedermann abrufbar.

»Wir dürfen uns nicht mit der Spaltung und der Entfremdung abfinden, die durch die Teilung unter uns hervorgehoben wurden«, rief Papst Franziskus in seiner Ansprache zur Einheit auf. »Wir haben die Gelegenheit, einen entscheidenden Moment unserer Geschichte wiedergutzumachen, indem wir Kontroversen und Missverständnisse

überwinden, die oft verhindert haben, dass wir einander verstehen konnten.« Er würdigte die Leistung der Reformation, »die Heilige Schrift mehr ins Zentrum des Lebens der Kirche zu stellen«, und die geistliche Erfahrung Martin Luthers, »dass wir ohne Gott nichts vollbringen können«. Die Rechtfertigungslehre Luthers bringe das Wesen des menschlichen Daseins vor Gott zum Ausdruck: »Tatsächlich ist die Frage nach der rechten Gottesbeziehung die entscheidende Frage des Lebens.« Papst Franziskus erinnerte daran, wie sich die Konfessionen »verschanzt haben aus Furcht oder Vorurteilen gegenüber dem Glauben, den die anderen mit einer anderen Akzentuierung und in einer anderen Sprache bekennen«. Er deutet damit die Unterschiede der Konfessionen als bloße »Akzentuierungen« des einen Glaubens. Gottes einziger Wunsch sei es, so der Papst, dass Christen sich nicht in konfessioneller Abgrenzung verlieren, sondern »als lebendige Weinreben mit seinem Sohn Jesus verbunden bleiben«, damit sie Frucht bringen können, sagte er in Bezug auf das Evangelium vom wahren Weinstock (Joh 15,1-17), das Schriftwort des Gottesdienstes.

DIE GEMEINSAME ERKLÄRUNG »Durch Dialog und gemeinsames Zeugnis sind wir nicht länger Fremde. Vielmehr haben wir gelernt, dass das uns Verbindende größer ist als das Trennende«, heißt es in der Gemeinsamen Erklärung, die Munib Younan und Papst Franziskus am Ende des Gottesdienstes unterzeichneten. Beide Konfessionen verpflichteten sich darin, sich um eine stärkere Gemeinschaft zu bemühen und »verbleibende Hindernisse« zu beseitigen. Sie verpflichteten sich, den Weg vom Konflikt zu Gemeinschaft weiterzugehen. »Wir erkennen, dass wir durch die Gnade befreit sind, uns zur Gemeinschaft hin zu begeben, zu der Gott uns beständig ruft«, macht die Gemeinsame Erklärung Mut, nicht müde zu werden, die Kirchentrennung zu überwinden. Die Kirchen sprechen zum einen von »tiefer Dankbarkeit für die geistlichen und theologischen Gaben« der Reformation, zum anderen beklagen sie vor Christus, dass sie mit der Reformation »die sichtbare Einheit der Kirche verwundet haben«. Der Weg vom Konflikt zur Gemeinschaft verlange daher tägliche Umkehr, um die historischen Meinungsverschiedenheiten, »die den Dienst der Versöhnung behindern«, abzulegen. In der Gemeinsamen Erklärung verpflichteten sich die Kirchen, »gemeinsam Gottes barmherzige Gnade zu bezeugen, die im gekreuzigten und auferstandenen Christus sichtbar geworden ist«. Sie verpflichteten sich zum gemeinsamen Zeugnis im gemeinsamen Dienst »für die Würde und die Rechte der Menschen, besonders der Armen«, sowie im gemeinsamen Dienst für die Bewahrung der Schöpfung. Sie versichern sich, miteinander zu beten, aufeinander zu hören und »Christi Liebe in unseren Beziehungen zu leben«.

In der Gemeinsamen Erklärung stellen sich die Kirchen aber auch der Frage nach der Eucharistiegemeinschaft. Sie verorten sie als eine Verpflichtung zum gemeinsamen

*Munib Younan,
Präsident des
Lutherischen
Weltbundes, und
Papst Franziskus
standen dem
Gottesdienst vor.*



Foto: Magnus Aronson/ikon

Zeugnis. »Viele Mitglieder unserer Gemeinschaften sehnen sich danach, die Eucharistie in einem Mahl zu empfangen als konkreten Ausdruck der vollen Einheit«, heißt es in dem Dokument. Die Situation konfessionsverbindender Ehepaare – »Wir erfahren den Schmerz all derer, die ihr ganzes Leben teilen, aber Gottes erlösende Gegenwart im eucharistischen Mahl nicht teilen können« – wird thematisiert und die gemeinsame pastorale Verantwortung der Kirchen bekannt, »dem geistlichen Hunger und Durst unserer Menschen, eins zu sein in Christus, zu begegnen«. »Diese Wunde im Leib Christi« zu heilen, sprich das gemeinsame Abendmahl zu verwirklichen, wird als Ziel der künftigen ökumenischen Bemühungen konkret benannt. Die Gemeinsame Erklärung legt damit das Eucharistie- sowie das damit verbundene Amts- und Kirchenverständnis als die Aufgaben der nun kommenden ökumenischen Wegstrecke fest.

Die karitative Arbeit als Möglichkeit ökumenischer Zusammenarbeit zeigte sich in der Veranstaltung »Together in hope«, die sich in der Malmö Arena anschloss. Das Festival führte vor, wo und wie Christen gemeinsam Zeugnis für das Evangelium ablegen. Dabei unterzeichneten der Weltbund des Lutherischen Weltbundes (LWB) und Caritas Internationalis eine Absichtserklärung. Die weltweit aktiven christlichen Organisationen verpflichteten sich, in den Bereichen humanitäre Hilfe und nachhaltige Entwicklung enger zusammenzuarbeiten. »In einer Welt, in der es so viel Gewalt, Armut und Not gibt, wollen wir eine hoffnungsvolle Botschaft aussenden: wir Christen arbeiten zusammen für eine bessere Welt, wir setzen uns gemeinsam für Notleidende, für Frieden,

für Gerechtigkeit ein«, erklärte der katholische Bischof von Stockholm, Bischof Anders Arborelius.

EIN ZUKUNFTSWEISENDER IMPULS Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Münchens Erzbischof Kardinal Reinhard Marx, würdigte das Ereignis in Lund und die Gemeinsame Erklärung als »zukunftsweisenden Impuls«. Der Gottesdienst in Schweden zeige, »wie nah wir uns in der Ökumene bereits gekommen sind«, so Marx. Nicht nur in Lund, sondern insbesondere auch in Deutschland bilde das Gedenkjahr zu 500 Jahren Reformation die Chance, »miteinander auf schuldhaftes Verhalten in der Vergangenheit zu schauen, eigene Fehler zuzugeben und einander um Versöhnung zu bitten«, erklärte Marx. »In Deutschland haben wir hier eine besondere Verantwortung.« So ist unter dem Titel »healing of memories« für den 11. März in Hildesheim ein gemeinsamer Buß- und Versöhnungsgottesdienst der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz geplant. Am 30. März um 19 Uhr soll in der evangelischen Marienkirche in Berlin ebenfalls ein solcher Heilungsgottesdienst gefeiert werden, geleitet von Bischof Markus Dröge und Erzbischof Heiner Koch.

*»Das Gedenkjahr ist die Chance,
miteinander auf schuldhaftes Verhalten
in der Vergangenheit zu schauen,
eigene Fehler zuzugeben und einander
um Versöhnung zu bitten«*

»Dass wir das Reformationsjubiläum gemeinsam begehen und uns nicht wie in den Jahrhunderten zuvor, geprägt von konfessioneller Abgrenzung, sprachlos gegenüberstehen, das ist ein Quantensprung«, wertete der Vizepräsident des Lutherischen Weltbundes und württembergische Landesbischof, Frank Otfried July, das Ereignis in Lund. Denn die ökumenische Zusammenarbeit sei kein »nice to have«, sondern Verpflichtung. »Viele Menschen fragen sich, was diese Welt bei aller Pluralität zusammenhält. Wenn wir Christen Christus glaubhaft in dieser Welt bezeugen wollen, dürfen nicht auch wir noch unsere besonderen Tonalitäten in dieses Pluralismuskonzert hineinspielen. Wir müssen vielmehr unser gemeinsames Zentrum, Jesus Christus, stark machen als unser Orientierungsangebot an die Menschen.« Herausforderung auf dem Weg »Vom Konflikt zur Gemeinschaft« sieht July darin, sich nicht nur nachbarschaftlich freundlich über den Zaun zuzuwenden, sondern hin und wieder auch den Zaun zu öffnen, vor allem mit Blick auf die praktische Ökumene. Was den Dialog in Lehre und Theologie betrifft, spricht July von einer »Ökumene-Müdigkeit«, die nach der Unterzeichnung der »Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre« eingesetzt habe. Von Lund und dem Jubiläumsjahr 2017 erwartet er sich daher einen neuen Aufbruch in Deutschland wie auch weltweit.

Ökumenische Geschenke haben sich Katholiken und Lutheraner in Lund nicht überreicht. Vielmehr festigten sie mit dem gemeinsamen Gottesdienst das in 50jähriger Arbeit gelegte Fundament für den Weg vom »Konflikt zur Gemeinschaft«. Im gemeinsamen Dank für die Früchte der Reformation überwinden sie die Zeit der gegenseitigen Lehrverurteilungen und legen den Grundstein für das weitere Zusammenleben im Gebet, im Dialog und im gemeinsamen Zeugnis in der Welt. In der gemeinsamen Vergebungsbitte für die wechselseitigen Verletzungen in den vergangenen Jahrhunderten übernehmen sie zum einen Verantwortung für die Gräueltaten im Namen der Kirchentrennung und zum anderen die Verpflichtung, die Verteidigungsgräben endgültig zu verlassen. Der Gottesdienst auf Augenhöhe akzeptiert den Ist-Zustand. Die Gemeinsame Erklärung setzt mit der Eucharistiegemeinschaft ein klares Ziel für die nächste Wegstrecke.

Prof. Dr. Ulrike Kostka

JESUS HATTE KEINE TAGESORDNUNG UND KEINEN JÜNGERRAT!

RATLOSIGKEIT VOR GOTT ZULASSEN!

**In unserem Land liebt man Tagesordnungen.
Wenn mehr als zwei Leute zusammenkommen, um etwas zu
besprechen oder zu planen, machen sie eine Tagesordnung.
Steht ein Treffen bevor und es liegt vorher keine Tagesordnung vor,
werden viele schon unruhig.**

Tagesordnungen geben Struktur, Sicherheit. Es gibt sogar Paare, die eine Art Tagesordnung machen, wenn sie einen gemeinsamen netten Abend miteinander verbringen. Genauso mögen wir hier Gremien und Vereine. Für jeden Anlass finden sie in Deutschland einen Verein und mindestens einen Vorsitzenden. Auch in der Kirche ist das so und in der Caritas ist es auch nicht anders. Wo gibt es ein Treffen in der Gemeinde oder bei der Caritas ohne Tagesordnung und Protokolle? Wir brauchen für die Caritas einen Rahmen, weil Nächstenliebe, die einfach aus dem Bauch heraus kommt, schnell an ihre Grenzen stößt. Doch wenn Struktur im Vordergrund steht und die Haltung nicht stimmt, läuft etwas schief.

Dagegen war Jesus total unstrukturiert. Er hatte keinen Jüngerrat. Vielleicht könnte man Petrus als einen Art Chefsprecher der Jünger bezeichnen, aber er war nicht formal gewählt. Es hat sich wohl eher so ergeben. Jesus hat sich überhaupt nicht an Formalia gehalten. Im Gegenteil. Er war ehrlich gesagt ein Strukturchaot! Er hat mit Zöllnern geredet oder sogar am Sabbat geheilt, was streng verboten war. Für ihn standen das Reich Gottes im Vordergrund und vor allem die Menschen. Er hat geheilt, wenn ihm jemand begegnete, der in Lebensgefahr war wie der Gelähmte am Teich Bethesda. Er hat einfach zum Vater gebetet, wenn ihm danach war. Er hat sich von der Not der Menschen anrühren lassen, wenn er sie gesehen hat. Seine Liebe hatte keine Sprechzeiten.

Wir müssen in unseren Kirchen sehr aufpassen, dass wir Strukturen und Ordnungen nicht in den Mittelpunkt stellen. Klar braucht es Regelungen, aber es geht um etwas ganz anderes. Gott setzt in jeden Menschen seine ganze Hoffnung und Liebe. »Ihr seid meine Zeugen« (Jes 43,10), das ist sein Auftrag und nicht: »Macht erstmal eine Tagesordnung zur Planung des Reiches Gottes«. Jesus lädt uns ein, sich auf seine Liebe einzulassen. Hierzu brauchen wir einfach nur Vertrauen und keine Tagesordnung!

Sind damit unsere ganzen pastoralen Entwicklungsprozesse für die Katz? Sind unsere Planungen für mehr Zusammenarbeit zwischen Caritas und Pastoral Äußerlichkeiten? Sollten wir nicht einfach auf den Geist Gottes vertrauen und alles so laufen lassen. »Der Herr wird's schon geben«. Diesen Satz habe ich oft gehört von alten Ordensschwwestern, als ich Postulantin bei den Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz vom Paul in Hildesheim war und wir über die

Zukunft der Gemeinschaft nachdenken. Während ich schon wilde Pläne schmiedete, waren sie sehr gelassen und vertrauen einfach auf das Wirken Gottes. Vielleicht ist ein Mittelweg das Richtige. Vertrauen lernen und das Wesentliche nicht aus dem Blick verlieren. Gott hat uns seinen Sohn geschenkt, um seiner unendlichen Liebe zum Menschen Ausdruck zu verleihen. Aber er hat ihm nichts erspart. Auch Jesus ging durch Höhen und Tiefen und fragte sich schließlich, ob Gott ihn verlassen hat. Er erlitt den Kreuzestod und ist für alle Menschen auferstanden. Gottes Liebe überwindet unsere Grenzen und sogar unsere Strukturierungsbedürfnisse.

Viele haben zurzeit große Sorgen. In den Gemeinden haben viele Angst vor Umbrüchen, vor dem Neuen in den pastoralen Räumen und auch dem Verlust vor dem Heimatlichen. Ich kann das gut verstehen. Wenn sich meine Heimatgemeinde in Celle grundlegend verändern würde, würde ich bestimmt schnell in Hildesheim vorstellig wer-

wir etwas von unseren Werten? Unserem Gewohnen? Was tut sich da in unserem Land, in unserer Welt? Für diese Fragen und Sorgen können wir auch als Kirche nicht schnell eine Tagesordnung aufstellen, wo wir Lösungen diskutieren und schnelle Antworten finden.

Gott war an vielen Stellen auch ratlos. Ich mag Ratlosigkeit nicht sehr und versuche schnell Ideen dagegen zu finden. Aber vielleicht ist es auch gerade in solchen unruhigen Zeiten in Kirche und Gesellschaft wichtig, Ratlosigkeit und Fragen auszuhalten und nicht gleich die schnelle Lösung zu wissen. Innehalten, Zuhören und sich durch Gottes Wort anstecken zu lassen.

In den pastoralen Räumen wissen wir oft auch nicht, wie es weitergeht. Wichtig ist, dass wir nicht schnell alles geregelt haben wollen und damit das Projekt »Glaubens- und Kirchenentwicklung« in schöne Ordner abheften. Ich finde es ein faszinierendes Projekt, sich vom Geist Gottes



*Prof. Dr. Ulrike Kostka,
Caritasdirektorin für das
Erzbistum Berlin, beim
Fest der Kirchen 2015*

den. Und genauso schwer fällt es uns traditionsreiche und dringend benötigte Caritasdienste aufzugeben wie z.B. das Caritas-Krisenhaus in Berlin – eine 24-Stunden-offene Einrichtung für Menschen in Krisen.

Über 30 Jahre haben dort Menschen Zuflucht gefunden. Aber jetzt ging es nicht mehr – auch aus wirtschaftlichen Gründen. Die Einrichtung konnte so nicht mehr nachhaltig weiter laufen. Wir suchen nun nach neuen Wegen, wie wir für diese Menschen da sein können – vielleicht auch mit Unterstützung von Gemeinden und anderen aus unserer Kirche. Viele haben aber auch zur Zeit Angst vor tiefgreifenden Veränderungen in unserer Gesellschaft. Verlieren

anstecken zu lassen und gemeinsam zu erspüren, was unser Auftrag in unserer Zeit ist. Oft stellen gerade unsere nicht getauften ehrenamtlichen und beruflichen Kolleginnen und Kollegen so tolle Fragen zum Christentum und zu dem, was uns trägt. Sie machen mir Mut und erinnern mich an unseren Schatz: die Botschaft der Bibel und unseren Glauben!

Veränderung ist anstrengend, macht aber auch lebendig. Deshalb bin ich dankbar für das alte Bibelwort aus dem Buch Jesaja: »Denn ich bin der Herr, dein Gott, der deine rechte Hand ergreift und der zu dir sagt: Fürchte dich nicht, ich werde dir helfen.« (Jes 41,13).

Daniela Bethge

ORTE KIRCHLICHEN LEBENS

WAS BEDEUTET DAS FÜR DIE CARITAS?

**»Ihr seid ein Ort kirchlichen Lebens.«
Dieser Satz löst bei den Mitarbeitenden der verbandlichen Caritas unterschiedlichste Reaktionen aus: Ratlosigkeit, Stirnrunzeln, bisweilen Angst, manche reagieren aber auch selbstbewusst und selbstverständlich.**

Bin ich katholisch genug für die Caritas? Wird der Pfarrer jetzt mein Dienstvorgesetzter? Muss ich mich jetzt taufen lassen? Diese und andere Fragen, sind in dem ein oder anderen offenen Gespräch – natürlich vertraulich – zu hören. Höchste Zeit, sich über den Begriff *Orte kirchlichen Lebens* Gedanken zu machen.

Orte kirchlichen Lebens ist ein Kunstbegriff. Er steht in keinem Dogmatikhandbuch und findet sich auch nicht im Kirchenrecht. Dahinter steckt die Idee, uns katholischen Christen im Erzbistum Berlin klar zu machen, dass sich Kirche nicht nur in den Gemeinden ereignet.

SPIRITUALITÄT ALS KRAFTQUELLE FÜR BERUF UND PRIVATLEBEN IMMER WIEDER NEU ENTDECKEN

Orte kirchlichen Lebens im Verständnis des Erzbistums Berlin meint, das alle kirchlichen Institutionen als Partner und Vielfalt von Kirche wahrzunehmen sind. Orte kirchlichen Lebens sind Einrichtungen, Dienste, Vereine, Organisationen, Gesellschaften, Ordensniederlassungen usw. die im Auftrag des Erzbischofs von Berlin auf dem Gebiet seiner Zuständigkeit, d. h. seines (Erz-)Bistums betrieben werden. In der täglichen Arbeit von Sozialarbeiterinnen, Erzieher, Ärztin, Pflegefachkräften, Lehrern, Psychologen usw., also kurzum allen, die mit Menschen arbeiten, realisiert sich Kirche.

Dies geschieht unabhängig von der persönlichen Frömmigkeit sowie einer individuellen Religionszugehörigkeit. Die Herausforderung der nächsten Jahre besteht darin, christliche Spiritualität und Weisheitstradition – auch für Religionslose – als Kraftquelle und Mehrwert im beruflichen Kontext zu erschließen.



Foto: Walter Wetzler

Daniela Bethge, Projektleitung
»Caritas rund um den Kirchturm –
Kirche mitten unter den Menschen«



Die verschiedenen Orte kirchlichen Lebens (Schulen, Kitas, Klöster, Hochschulen, kirchliche Vereine und Verbände, Dienste- und Einrichtungen der Caritas usw.) müssen unter den verschiedenen Alltagsbedingungen ihre je eigene Spiritualität aus den Quellen der christlichen Tradition und Weisheitslehren entdecken und praktizieren. Dies stellt eine wichtige Herausforderung dar. Die Caritas praktiziert dieses Verständnis von Spiritualität seit über 100 Jahren. Aber es muss von jeder Caritasgeneration neu entdeckt und gelebt werden. Einen Zugang bietet der Caritas-Jargon über die Caritas als Dienstgemeinschaft.

DIE DIENSTGEMEINSCHAFT: CARITAS IST EIN ORT KIRCHLICHEN LEBENS

Die Caritas ist eine Dienstgemeinschaft. So steht es in den Leitlinien für unternehmerisches Handeln der Caritas. Bei den meisten Mitarbeitenden der Caritas wird dieser Satz zuerst mit dem kirchlichen Arbeitsrecht in Verbindung gebracht. Streik gibt es in der Kirche nicht. Arbeitsbedingungen, Vergütung, Arbeitszeit und Urlaub werden in einer paritätisch durch Arbeitnehmer und Arbeitgeber besetzten Kommission gemeinsam errungen. Soweit die Theorie, die Praxis ist weitaus komplexer.

GOTT GEHT SEINEN WEG MIT ALLEN MENSCHEN: IN WESSEN DIENST STEHT DIE CARITAS?

Die Dienstgemeinschaft der Caritas auf das kirchliche Arbeitsrecht zu reduzieren, wird der damit gemeinten Sache nicht gerecht. Die weitaus spannendere Frage in diesem Zusammenhang lautet: In wessen Dienst steht die Caritas? Die Antworten scheinen klar: im Dienst der Kirche, im Dienst des (Erz-)Bischofs, im Dienst des Gemeinwohls, im Dienst der Menschen, im Dienst der Solidarität und Subsidiarität. Die Antworten sind sicher richtig, aber sie treffen nicht den Kern der Sache. Die Formulierung »Orte kirchlichen Lebens« kann zum Kern – zum Wesen und Auftrag der Kirche selbst – führen.

Die Kirche und ihre Caritas sind kein Selbstzweck. Am Ziel der Zeit – in Gottes Ewigkeit – wird es keine Kirche und auch keine Caritas mehr geben. Der Auftraggeber der Kirche und ihrer Caritas ist Gott selbst. Der Unternehmensgründer ist Jesus von Nazareth und der Geschäftsführer ist der Heilige Geist. So oder ähnlich könnte man es in Managersprache formulieren. Bei den meisten von uns wird

**CARITAS RUND UM DEN KIRCHTURM –
KIRCHE MITTEN UNTER DEN MENSCHEN**
ist ein gemeinsames Projekt (2014–2017)
des Diözesancaritasverbandes und des
Erzbistums Berlin, um Kirchen- und
Caritasentwicklung im gesamten Erzbistum
Berlin gemeinsam zu fördern und zu stärken.
Im Rahmen der Kirchenentwicklung
Wo Glauben Raum gewinnt
genügt es nicht, dass sich Pfarr-
gemeinderäte, Pastoralausschüsse und
Kirchenvorstände darüber Gedanken
machen, wie Christsein gelingen kann
und welche finanziellen, materiellen und
personellen Mittel dazu notwendig
sind. Ressourcen in der gemeinsamen
Kirchen- und Caritasentwicklung
sind Spiritualität, Weltverantwortung
und Zusammenarbeit.
Weitere Informationen finden Sie unter:
www.caritas-berlin.de/caritaspastoral

Quelle: Caritasverband für das Erzbistum Berlin e.V.

dies ein leichtes Schmunzeln auslösen. Es geht aber nicht um originelle Zitate und Vergleiche von Kirche und Wirtschaft. Es geht, wenn wir von Kirche und Caritas sprechen, vielmehr um das Anliegen Gottes mit seiner Kirche und seiner Caritas. Und das bedeutet, dass Gott seinen Weg mit allen Menschen geht. Genau dafür aber braucht Gott die Kirche, dazu braucht Gott die Caritas und schlussendlich benötigt Gott für diese Aufgabe jeden Menschen höchstpersönlich.

DAS WORT KIRCHE IST SCHWER BELASTET

Es gibt ganz unterschiedliche Vorstellungen darüber, was Kirche ist. Die Einen meinen das Gebäude, z.B. den Petersdom oder die St. Hedwigs-Kathedrale. Andere meinen Priester, Bischöfe, Pastoral- und Gemeindeferenten, Diakone, kurz: das kirchlich-hauptberufliche Personal, wenn sie von Kirche sprechen. Wenn über die Kirche geschimpft wird – ein Lieblingsthema in kirchlichen Kreisen – so reden wir immer von den Anderen, selten bis nie von uns selbst.

Der ursprüngliche Sinn des Wortes Kirche verschafft Klarheit in der Frage: Was ist Kirche? Unser deutsches Wort Kirche kommt vom alt- und mittelhochdeutschen *kiricha/kiriche*, das sich aus dem griechischen Wort *kyriaké* herausgebildet hat. Routinierte Gottesdienstbesucher hören das aus den Gottesdiensten bekannte »Kyrie« heraus. *Kýrios* (der Herr) ist die Art und Weise, wie Christen damals und heute den auferstandenen Jesus Christus ansprechen. Ursprünglich wurde das Wort *kyriaké* als Verbindung *kyriaké ekklesia* gebraucht und bedeutet: *die zum Herrn gehörende Gemeinschaft*. Kirche ist also eine Gemeinschaft von Menschen, die zu Jesus Christus gehören. Die Gemeinschaft mit Jesus Christus zeigt sich heute in verschiedenen Konfessionen. Die Einheit besteht in der Beziehung zu Jesus Christus, nicht in der Form der Kirchenleitung oder der Struktur und Ausgestaltung der Gottesdienste und kirchlichen Ämter.

NOT SEHEN UND HANDELN IST GOTTESDIENST

Die Caritas steht im Dienst der Kirche, sie steht im Dienst Jesu Christi selbst. Deshalb lohnt es sich, in den biblischen Erzählungen nachzuvollziehen, wie Jesus von Nazareth mit den Menschen in seelischer, geistiger und körperlicher Not und den gesellschaftlich Randständigen umgegangen ist. Die Erzählung vom barmherzigen Samariter ist ein Paradebeispiel jesuanischer Lehrkunst (Lk 10,25-37) und Denkmittel für uns als Kirche in Gemeinden und Caritas heute. Hinter der Erzählung steht die Frage: Für wen sind wir als Gemeinden und als Caritas zuständig? Die Antwort ist eindeutig: Für alle Menschen, die uns auf dem Gebiet unserer Pfarrei bzw. auf dem Gebiet unseres Pastoralen Raumes über den Weg laufen oder deren Wege wir kreuzen. Die Glücklichen, die Kranken, die Erfolgreichen, die Armen, egal ob Sie zu uns in die Gottesdienste und Gruppenangebote der Gemeinden oder in unsere Caritasdienste und -einrichtungen kommen. Die Kirche und ihre Caritas haben einen Auftrag für alle Menschen, der über die sozial-rechtlich wichtigen Formulierungen der Sozialgesetzbücher (SGB 1-12) und ihre sozialstaatlich garantierte Finanzierung hinausgeht. Das ist der Grund, warum die Caritas der Kirche auf Spenden, Eigenmittel und Kirchensteuern angewiesen ist.



Grafitto
»Sozialarbeit«,
Karl-Schiller-
Berufskolleg
Dortmund

Ein anderer bedeutsamer Caritastext ist das so genannte *Caritasgericht* (Andreas Lob-Hüdepohl) am Ende des Matthäusevangeliums (Mt 25,31-46): Hungrige speisen, Durstige tränken, Fremde beherbergen, Nackte bekleiden, Kranke und Gefangene besuchen. Frömmigkeit im Verständnis Jesu Christi und des christlichen Gottes zeigt sich im konkreten Umgang mit den Menschen und vor allem mit Menschen in Armut und Not. Gottesdienst ist Nächstenliebe und Weltverantwortung. Papst Franziskus hat das im Jahr der Barmherzigkeit in den Fokus der weltkirchlichen Pastoral gerückt. Not sehen und handeln ist Gottesdienst. Spiritualität und sich für Gottes Menschen einsetzen gehören zusammen.

CARITASPASTORAL: CARITASMITARBEITENDE HABEN EIN RECHT AUF RELIGIÖSE ENTWICKLUNG

Für die Caritas der Kirche im Erzbistum Berlin arbeiten über 11.000 Menschen in den verschiedenen Bereichen der Familien-, Alten-, Gesundheits-, Behinderten-, Kinder- und Jugendhilfe. Sie alle haben unterschiedliche Zugänge zur Kirche, zu Religion und Spiritualität. Die Lehre der Kirche erinnert uns daran: Gott hat eine Beziehung zu jedem Menschen, unabhängig davon, wie nah oder fern sich dieser Mensch der Gemeinde fühlt oder ob er sich von Gott höchstpersönlich angesprochen weiß. Auch die Religionslosen oder die Getauften, denen die Form der Gottesdienste und die Gemeinschaft in den Gemeinden fremd geworden sind, sind Gottes Menschen. Die verbandliche Caritas und die gemeindliche Caritas bieten hervorragende Möglichkeiten mit Gott als Schöpfer, der die Natur und jeden Menschen nach seiner Idee geschaffen hat; mit seinem Sohn Jesus Christus, der vormacht, wie Menschsein auf christliche Art und Weise funktioniert und mit dem verborgen gegenwärtigen Geist Gottes in Berührung zu kommen, um aus dieser Beziehung Energie und Sinn für seinen Arbeit- und Lebensalltag zu gewinnen. Dies ist der Mehrwert der Caritas als kirchlicher Wohlfahrtsverband. Dazu muss man nicht getauft sein oder sich in einer Gemeinde engagieren.

RELIGIÖSE BILDUNG IST EINE SCHLÜSSELAUFGABE FÜR DIE CARITAS

Wer in der Kirche für die Caritas arbeitet hat ein Recht darauf, sich religiös zu entwickeln. Hier liegt eine Schlüsselaufgabe in der Entwicklung der Pastoralen Räume und der darin verorteten Orte des kirchlichen Lebens. Religiöse Bildung zielt nicht auf Steigerung der Gottesdienstbesuchszahlen, des Sakramentempfangs oder des Gemeindeengagements. Religiöse Bildung zielt auf *Persönlichkeitsentwicklung nach den Maßstäben Gottes* und seiner Liebe zu jedem konkreten Menschen. Religion im christlichen Verständnis ist keine Privatangelegenheit, sondern Lebensstil. Religion im christlichen Verständnis ist nicht das Für-wahr-halten von Glaubenssätzen, sondern die persönliche Beziehung zum dreieinen Gott als Schöpfer, Mensch und Geist.

EINHEIT, HEILIGKEIT, KATHOLIZITÄT UND APOSTOLIZITÄT SIND VIER QUALITÄTSKRITERIEN FÜR DAS WORT »KIRCHLICH« UND ALLE KIRCHLICHE EINRICHTUNGEN

Sehr früh in der Kirchengeschichte (4. Jahrhundert) hat man über Qualitätskriterien für die Kirche nachgedacht. In der Kirchensprache nennt man das *Wesenseigenschaften* der Kirche oder lateinisch *Notae ecclesiae*, frei übersetzt: Noten für die Kirche. In der Zusammenfassung des christlichen Glaubens, dem Glaubensbekenntnis der Kirche werden diese Qualitätskriterien mit der Formulierung *Ich glaube an [...] die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche* benannt. Was bedeutet das für die kirchlichen Einrichtungen?



Quelle: google Bilder frei verfügbar



Quelle: google Bilder frei verfügbar

Einheit: Einheit ist ein Qualitätsmerkmal der Kirche. Einheit im kirchlichen Verständnis ist allerdings keine Uniformität, Unterwürfigkeit oder blinder Gehorsam. Einheit im kirchlichen Verständnis bedeutet eine innere Zusammengehörigkeit trotz aller Vielfalt und Unterschiedlichkeit in Ort, Tradition, Praxis und Person. Die kirchliche Einheit hat ihren inneren Grund und ihren Maßstab in der Einheit und Unterschiedlichkeit des Wesens Gottes als Schöpfer, Mensch und Geist. Einheit bedeutet im Caritaskontext, dass sich die verschiedenen Dienste und Einrichtungen in ihrem kirchlichen Auftrag »Menschen zu einem gelingenden und glücklichen Leben zu führen« bewusst sind und mit den ihnen zur Verfügung stehenden Kräften und Mitteln daran mitarbeiten.

Heiligkeit: Heiligkeit hat in unserer Alltagssprache den Beigeschmack von superfromm, makellos, Überflieger, gänzlich ohne Fehler. Das meint die Kirche nicht, wenn sie von heilig spricht. Der Blick in die Kirchengeschichte und den Alltag der Menschen in der Kirche und ihrer Caritas widerlegen empirisch dieses Verständnis. Heiligkeit bedeutet, dass Gott seine Hände im Spiel hat. Die Heiligkeit bezieht sich auf die Gottesnähe. Gott allein ist heilig, und wer sich in seiner Nähe aufhält, bekommt etwas von Gottes Heiligkeit ab. Die Heiligkeit Gottes färbt quasi ab. Deshalb spricht Paulus die Christen in den ersten christlichen Gemeinden mit *ihr Heiligen* an. Heiligkeit bedeutet im Caritaskontext, dass sich alle Mitarbeitenden der Caritas – unabhängig ihrer Kirchen- und Religionszugehörigkeit – der verborgenen Gegenwart Gottes in ihrem Leben und in ihrer beruflichen Arbeit gewiss sein können.

Katholizität: Katholizität (griech. katholikos, vollständig, vollkommen, umfassend) ist das dritte Qualitätsmerkmal der Kirche. Es meint, dass die Kirche kein exklusiver Club

oder der »heilige Rest« sein darf, sondern weltbezogen alle sozialen, politischen und nationalen Grenzen überschreitet. Nach der Reformation wird katholisch zum Konfessionsbegriff und als römisch-katholisch in Abgrenzung zu den Kirchen der Reformation verstanden. Das ist zu unterscheiden von den Wesenseigenschaften der Kirche, zu denen sie sich im Glaubensbekenntnis bekennt. Für die Caritas als Ort kirchlichen Lebens bedeutet das: Die Caritas ist für alle Menschen da. Sie berät und unterstützt nicht nur Katholiken, sondern versteht sich als Anwalt aller Menschen und besonders der Armen und Bedrängten, sie muss an die Ränder gehen, wie es Papst Franziskus immer wieder anmahnt.

Apostolizität: Die Kirche und ihre Caritas stehen in einer langen Tradition, die mit der Erwählung des Volkes Gottes beginnt und mit der Person Jesus von Nazareth als Christus seinen geschichtlichen Höhepunkt erreicht. Alle Getauften, Bischöfe, Pfarrer, Gemeindeferentinnen, Pfarrgemeinderäte, Mitarbeitende der Caritas u.v.m. stehen in der Nachfolge Jesu und sind damit Schülerinnen und Schüler Jesu. Auch die Dienste und Einrichtungen der Caritas stehen in dieser Tradition. Ihre Vorgänger sind die Armenspeisung der Klöster, kirchliche Hospize und Waisenhäuser. Es ist ein Segen für die Menschen, dass die Caritas als Kirche im Erzbistum Berlin politische Fragen aufgreifen und somit die Sozialpolitik nachhaltig mitgestaltet, Not sehen und handeln kann.

CARITASARBEIT IST PASTORALE ARBEIT AM REICH GOTTES

Die Caritasdienste und -einrichtungen in den Pastoralen Räumen im Erzbistum Berlin sind Orte kirchlichen Lebens. Hier kristallisiert sich der Wille Gottes, mit allen Menschen einen Weg zu gehen. Gott will für alle Menschen ein gutes und glückliches Leben. Die Mitarbeitenden der verbandlichen Caritas unterstützen Menschen dabei, ein gelingendes Leben zu führen.

Es gibt keinen Menschen in der Caritas, der gezwungen wird, dort zu arbeiten. Alle Mitarbeitenden der verbandlichen Caritas – hauptberuflich oder ehrenamtlich – arbeiten dort freiwillig. Die Arbeit in der Caritas ist keine Arbeit im Himmelreich, aber sie ist Arbeit am Wachstum des Reiches Gottes mitten in unserer Zeit und unter den Menschen. Insofern ist Caritasarbeit pastorale Arbeit im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Christina Bustorf

ENGE GRENZEN AUFGEBEN UND NEUE RÄUME ERMÖGLICHEN

Es braucht Zeit, Geld und Mut, sich zurückzulehnen. Auf einem Fachtag in der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin (KHSB) haben sich Vertreter aus Caritas und Pastoral damit beschäftigt, wie erfolgreiche Sozialraumorientierung im Rahmen des Pastoralen Prozesses »Wo Glauben Raum gewinnt« aussehen kann.

Caritas ist einfach nicht so in den Köpfen«, hat Rita Kampe in ihrem Alltag festgestellt. Sie arbeitet bei der Allgemeinen Sozialberatung Mitte und ist mit zehn Wochenstunden zusätzlich für das Projekt »Caritas rund um den Kirchturm« tätig. Ihr Wirkungsfeld ist das rund um St. Paulus, dem ersten pastoralen Raum des Erzbistums Berlin. Als Mitglied im Unterausschuss »caritative Dienste« erfährt sie hautnah, wo es im Prozess vorwärts geht und wo es hakt.

Sich kennenlernen, den anderen sich bewusst machen, sich Gedanken machen, wie die Fähigkeiten des anderen genutzt werden können – auch auf Caritas-Seite müsse ein Umdenken stattfinden, räumt Rita Kampe ein. Mit ihren Kollegen hat sie beispielsweise den Gemeindepfarrer gebeten, die Caritas-Büros zu segnen. Mitarbeiter-Andachten wie in der Geschäftsstelle seien zwar noch nicht angedacht, aber auch eine weitere Möglichkeit.

Wie »Kirche mitten unter den Menschen« funktionieren kann, dafür sollte der Fachtag in der KHSB Impulse und Praxisbeispiele geben. So hofften Rita Kampe

Teilnehmer des Fachtages
im intensiven Austausch



Foto: Angela Kröll

*»Wenn die Kirche nicht aus sich selbst herausgeht,
um das Evangelium zu verkünden,
kreist sie um sich selbst. Dann wird sie krank.«*

und die übrigen rund 70 Teilnehmer auf neue Denkanstöße. Die bekamen sie unter anderem von Professor Stefan Bestmann, Dozent an der KHSB. Sich selbst zurücknehmen, abwarten und sich mit seiner Kompetenz zur Verfügung stellen entspreche nicht dem verbreiteten Wirkungsverständnis der Caritas-Mitarbeitenden. Doch gerade das sollten sie tun, sagte Professor Bestmann. Denn nicht der Experte ändere, sondern der Mensch selbst, wenn er erkenne, dass es ihm als besser erscheine.

Die Aufgabe von Caritas und Pastoral sei das Ermöglichen. Mit einem Zitat von Papst Franziskus untermauerte Bestmann seinen Standpunkt: »Wenn man von sozialen Problemen spricht, ist es eine Sache, sich zusammzusetzen, um das Problem der Droge in einem armseligen Haus zu studieren. Eine andere Sache ist es, dorthin zu gehen, dort zu leben, das Problem von innen zu sehen und es zu studieren.«



Dr. Martin Schneider

Dr. Martin Schneider von der Ludwig-Maximilians-Universität München beleuchtete in seinem Vortrag vor allem das Raumverständnis. Er sprach von »Containerräumen«, die in der Soziologie als abgeschlossene, statische Räume verstanden werden und von sogenannten »relationalen Räumen« als Beziehungsräume. Mit seiner Forderung, die »Container« zu verlassen, zielte er darauf, das Denken von engen Grenzen aufzugeben. Die Kirche müsse an geografische wie soziale Grenzen gehen, auch dahin, wo es wehtut. Auch er zitierte den Pontifex: »Wenn die Kirche nicht aus sich selbst herausgeht, um das Evangelium zu verkünden, kreist sie um sich selbst. Dann wird sie krank.«

Caritas müsse sich politischen Auseinandersetzungen und Fragen stellen, strukturelle Fragen im Blick haben und sich als Caritas in politische Kämpfe mit einbringen, betonte Schneider. Netzwerken, einander vertrauen und auf Augenhöhe agieren sieht der Dozent ebenso als wichtige Bausteine für ein erfolgreiches Wirken im Sozialraum. Schneider formulierte den Ansatz: »Ich habe noch keine Definition von dem, was falsch ist, sondern lasse Vielfalt und Lebendigkeit in der Entwicklung zu.«

Fachtag-Besucher Pater Kalle Lenz SAC aus der Gemeinde St. Christophorus in Neukölln hat für sich bereits einen Weg gefunden, engstirniges Denken zu verhindern. Er vermeide mittlerweile die Begriffe »Gemeinde« und »Kirche«. »Das ergibt gleich einen Tunnelblick. Ich spreche nur noch vom ›Reich Gottes‹.«

Mit Blick auf die Praxis fragte Caritas-Direktorin Ulrike Kostka ins Plenum, wie sich »tüfteln« und »Chaos zulassen« in den Arbeitsalltag integrieren ließen. Professor Bestmann verwies auf Forschungsabteilungen großer Unternehmen, die Freiräume lassen und so die normale Arbeit nicht beeinträchtigen. »Oder nehmen Sie die Jugendkirche. Die ist frei von der Gemeinde und die Jugendlichen dürfen diesen Freiraum gestalten, wie sie möchten.«

*»Es braucht viel Zeit, um Sozialraumorientierung
umzusetzen und den anderen Blick-
winkel, zu sehen, was los ist, zu unterstützen«*

Noch mehr Beispiele aus der Praxis konnten die Teilnehmer in verschiedenen Workshops kennenlernen: Vorgestellt wurden Projekte aus dem Erzbistum Berlin, aber auch aus dem Raum Frankfurt am Main. »Dort machen die das schon richtig gut«, sagte Benedikt Zimmermann vom Projektbüro »Caritas rund um den Kirchturm«.

Auch ein Blick auf Entwicklungsmöglichkeiten auf dem Land konnten die Teilnehmer werfen. Das interessierte Martina Steinfurth. Sie ist mit Kollegen aus Stralsund angereist, wo sie für die Caritas im Regionalzentrum arbeitet. Viel Neues habe sie nicht gehört, fand aber den Ansatz spannend, den Blick auf Vorhandenes neu zu werfen und sein Verständnis von Kirche zu überdenken. »Ich kann mir schon vorstellen, einfach mal ein freies Gebet miteinander zu bringen. Es kommt halt darauf an, wie man es macht.«

Das Fazit der Veranstaltung brachten zwei Teilnehmer des Schlussplenums auf den Punkt. »Es braucht viel Zeit, um Sozialraumorientierung umzusetzen und den anderen Blickwinkel, sich zurücklehnen zu müssen, zu beobachten, zu sehen, was los ist, zu unterstützen«, resümierte die Sozialarbeiterin vom Sozialdienst katholischer Frauen, Andrea Keil. Christian Thomes, beim Berliner Caritasverband verantwortlich für Gesundheits- und Sozialpolitik, betonte: »Wir sind Unterstützer und Ermöglicher von Räumen, wir sind nicht die Container.« Und: »Verantwortung und Geld zur Gestaltung müssen vor Ort sein.«

Die Resonanz der Fachtage-Besucher war überwiegend positiv. Es gab aber auch kritische Stimmen. So bemängelte der geistliche Berater und Gemeindebegleiter Christopher Maaß, dass bisher die Freiräume fehlen würden und es ein Umdenken auf Leitungsebene des Erzbistums brauche, um Ressourcen und Mittel frei zu geben, dennoch habe er sich über die vielen Kontakte auf dieser Veranstaltung gefreut. »Ich nenne mich selbst ein ständiger Vernetzer und freue mich hier so viele bekannte Gesichter zu treffen und neue Bekanntschaften zu machen.«

Pater Albert Krottenthaler SDB aus Marzahn haben die Vorträge »fast erschlagen«. Nun gelte es zu sondieren. »Die Veranstaltung ist eine Stärkung und Horizonterweiterung, aber im Detail weiß ich noch nicht, was das für die Praxis bewirkt.« Er nehme viel Energie mit, weiterzumachen auf der Entdeckungsreise. »Es tut gut, voneinander zu hören und zu unterstützen.«

Und auch Rita Kampe geht gestärkt in ihren pastoralen Raum zurück: »Es hilft zu erkennen: Wir können das gemeinsam schaffen.«



Foto: Angela Kröll

*Ideen wurden in den
Workshops
gleich festgehalten*



Foto: Angela Kröll

*Überwiegend positives
Feedback brachte
die Diskussionsrunde
zum Strahlen*

Michael Haas

NEUE NACHBARN RUND UM DEN KIRCHTURM

BLITZLICHT AUF DIE ARBEIT MIT GEFLÜCHTETEN IM ERZBISTUM BERLIN

Die Geschichte der Christenheit beginnt auf der Flucht. Kurz nach Jesu Geburt wird die heilige Familie gezwungen, von Bethlehem aufzubrechen und sich bis zu Herodes' Tod ins Exil nach Ägypten zu begeben, um dem von ihm angeordneten Kindermord zu entgehen (nachzulesen in Mt. 2).

Auch später, während seines öffentlichen Wirkens, war Jesus ständig unterwegs. Er verstand sich als Heimatloser, jemand, der »keinen Ort hat, wo er sein Haupt hinlegen kann« (Mt. 8, 20). Salopp gesagt: Jesus war Flüchtling, kein Tourist. »Ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen« (Mt. 25, 35) ist eine der wesentlichen Messlatten seiner frohen Botschaft.

Überhaupt: Die heilige Schrift ist voller Migration. Das ganze Buch Exodus widmet sich diesem Thema als prägende Grunderfahrung des Volkes Israel, das 40 Jahre in der Wüste unterwegs ist, bevor es endlich in seinem Land ankommt. Aus der Geschichte der eigenen Fremdheit im Exil sowie der Tatsache, dass Gott die Fremden liebt (Dtn. 10, 18) erwächst die zur Zeit viel zitierte Norm des Alten Testaments: »Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott.« (Lev. 19, 33 f.).

Dieses Schlaglicht auf die Bibel zeigt bereits, dass die Zuwendung zu eingewanderten und geflüchteten Menschen eine originär christliche Aufgabe, ja eine Pflicht ist. Folgerichtig hat das Erzbischöfliche Ordinariat im Juli dieses Jahres eine Stelle eingerichtet, um die kirchliche Arbeit in diesem Bereich koordinieren, zu bündeln und zu unterstützen. Ein Netzwerk soll entstehen, was angesichts der Größe und Vielfalt des Erzbistums durchaus eine Herausforderung darstellt. Und eine Chance: sich ganz den Anliegen der Aktiven in den Gemeinden und pastoralen Räumen, im Caritasverband und seiner Familie, in lokalen und anderskirchlichen Initiativen zu widmen, kann neue Impulse setzen und den Blick weiten helfen. Schließlich kennt die Zuwanderung, zumal die Flucht, keine konfessionellen, religiösen, Stadtteil- oder Landkreisgrenzen, sondern fordert die gesamte Gesellschaft mit der Frage heraus: Wie wollen wir zusammen leben?

Die Kirche hat hier eine klare Antwort und Papst Franziskus wird nicht müde, sie zu wiederholen: Es geht um Barmherzigkeit und Begegnung auf Augenhöhe. Er entschuldigte sich gar bei ihnen für die abweisende Haltung Europas: »Ihr werdet als eine Last, ein Problem, ein Kostenfaktor behandelt und seid in Wahrheit ein Geschenk« – gerade für die Kirche! 25 % der Katholiken im Erzbistum sind nicht-deutscher Herkunft und das Wachstum der Katholikenzahl dürfte

wesentlich der Zuwanderung zu verdanken sein. Natürlich tragen wir besondere Verantwortung für christliche Geflüchtete. Gleichwohl gilt Jesu Auftrag der Gastfreundschaft allen Menschen, unabhängig vom religiösen Bekenntnis!

KIRCHLICH

Für die Kirchengemeinde geht es zunächst darum, sich zu positionieren, auch und gerade im Hinblick auf den pastoralen Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« und die Verzahnung mit der Caritas. Seelsorge und Caritas als zwei Seiten derselben Medaille zu denken mit dem gemeinsamen Ziel, als Kirche die Kommune mit zu gestalten, ermöglicht eine Willkommenskultur nicht nur für Geflüchtete, sondern eine Öffnung für alle dort lebenden Menschen. Diese Haltung ist zutiefst katholisch und bezieht alle Orte des kirchlichen wie auch zivilgesellschaftlichen Lebens ein. Das Projekt »Caritas rund um den Kirchturm« ist ein praktischer Ansatz dafür.

Zweifelsohne stellt der vermehrte Zuzug geflüchteter Menschen eine besondere Herausforderung dar, weswegen es an einigen Stellen spezialisierter Angebote bedarf, um die Lücke zu ihrer gleichberechtigten Teilhabe zu überbrücken. Kirchengemeinden verfügen hier über gute infrastrukturelle Voraussetzungen und die Caritas über jahrelange Expertise, um im Zusammenspiel den Prozess zu

einem nachhaltigen Miteinander zu begleiten. Die Erfahrungen aus der Praxis belegen: je mehr wir uns auf eine Beziehung einlassen, desto mehr lernen beide Seiten voneinander und bereichern sich gegenseitig. Wenn wir geflüchteten Menschen persönlich begegnen, ihre Geschichte kennen und ihre Beweggründe zum Verlassen der geliebten Heimat verstehen lernen, relativieren sich viele Vorbehalte. Wir sehen, dass sie in erster Linie Hoffnungsträgerinnen und Hoffnungsträger sind!

KONKRET

Wie geschieht das praktisch? Viele gute Beispiele im Erzbistum ermuntern dazu, selbst kreativ zu werden. Andererseits: Man muss das Rad nicht neu erfinden! So gibt es wohl kaum einen pastoralen Raum, in dem nicht Unterkünfte entstanden sind. Vor Ort in Absprache mit den Betreibern Deutschkurse oder Freizeitaktivitäten anzubieten oder aber die dort lebenden Menschen in die Gemeinde einzuladen (zu Gottesdiensten, Festen oder sonstigen Veranstaltungen), bedarf am Anfang einer gewissen Geduld, wird aber in aller Regel mit der Zeit gerne angenommen. Viele der Angebote im Gemeindeleben eignen sich ohne Weiteres für Gäste und sind vergleichsweise niedrigschwellig. Regelmäßig die Gemeinderäume für Begegnungscafés zu öffnen, schafft eine Plattform für Kontakte, aus denen Beziehungen erwachsen können. Oft entstehen auf diese Weise ganz natürlich längerfristige Beglei-



tungen Einzelner oder von Familien bei den anstehenden Aufgaben wie Wohnungs- oder Kitaplatzsuche. Andersorts wird dies strukturiert angegangen mittels Lotsen- oder Tandemprogrammen, wobei eine Vereinbarung über Art und Umfang der Unterstützung getroffen wird. Für Menschen, die in Notunterkünften leben, ist allein die Möglichkeit des »Rauskommens« und gemeinsamen Erlebens von Normalität, z.B. Essen kochen oder Unternehmungen, von hohem Wert. Gleichzeitig lernen sie die Alltagskultur kennen.

Einige Gemeinden sind im vergangenen Jahr dem Aufruf des Papstes bzw. des damaligen Diözesanadministrators gefolgt und haben Geflüchtete in ihren Räumlichkeiten aufgenommen – teilweise übergangsweise und provisorisch, zum Teil auch längerfristig mit einem eigenem Mietvertrag. Das ist vor allem im städtischen Raum, wo Wohnraum für alle knapp ist, ein großer Dienst. Einige wenige berufen sich auf die Tradition des »heiligen Schutzraumes« und nehmen Geflüchtete ohne legalen Aufenthaltsstatus, denen bei Abschiebung inhumane Härten bis hin zur Lebensgefahr drohen, ins Kirchenasyl auf.

Es gibt mannigfaltige Möglichkeiten, sich einzubringen, und sicherlich muss neben der Diskussion um die Haltung auch die um Ressourcen und Potenziale geführt werden. Was können wir leisten und was tun wir gerne, in der Freiheit der Kinder Gottes? Es macht Sinn, sich umzusehen, was es an lokalen Initiativen gibt, und sich mit ihnen zu vernetzen. Warum nicht den Nachbarschaftstreff im Nachbarort unterstützen oder sich mit dem Quartiersmanagement zusammentun? Vor allem aber sollten die geflüchteten Menschen selbst sagen dürfen, was sie können und benötigen. Nach allem, was sie erlebt und auf sich genommen haben, sind sie die ExpertInnen, denen es zur Eigeninitiative zu verhelfen gilt (Empowerment). Papst Franziskus formuliert das so: »Die Flüchtlinge kennen die Wege, die zum Frieden führen, denn sie kennen den herben Gestank des Krieges... Wenn man gemeinsam geht, macht der Weg weniger Angst.« Das Engagement mit ge-

flüchteten Menschen macht Spaß, wenn es im Dialog geschieht, geerdet und mit Kraftquellen unterfüttert ist – und es braucht langen Atem, denn wir laufen mit ihnen keinen Sprint, sondern einen Marathon!

KATHOLISCH?

Ja, es sind enorme Aufgaben, die anstehen – übrigens sehr unterschiedliche in unserem vielfältigen Bistum. Um nur einige zu nennen, geht es in den Städten um die Akquise von Wohnraum, Ausbildung bzw. Arbeit, Schul- und Kitaplätzen, während in ländlichen Regionen zwar z.B. Wohnungen vorhanden sein mögen, es aber an sonstiger Infrastruktur etwa zur Mobilität fehlt. Dazu kommt das ganze Spektrum von Vorurteilen bis zur rassistischen Hetze gerade dort, wo die wenigsten Geflüchteten leben und, ohne dass man sie je kennen gelernt hätte, zur Projektionsfläche für eigene Unwissenheit, Frust, Angst und den Mangel an Perspektiven werden.

A propos Kraftquellen: Was, wenn wir ChristInnen unsere frohe, befreiende Botschaft ernst nehmen? Gott zutrauen, dass er uns mit allem, was wir brauchen und noch viel mehr beschenkt? Wir haben diese Zusage! Und die Chance, der Kirche ein menschenfreundliches Gesicht zu verleihen, das in der Gesellschaft wahrgenommen und für Nicht-(mehr-)ChristInnen attraktiv wird. Jede und jeder ist eingeladen, sein geschenktes Talent einzubringen!

Als Netzwerkkoordinator möchte ich Sie in allen Anliegen der praktischen Umsetzung unterstützen – durch Kontakte, Information, Expertise, Erfahrungsaustausch, Fortbildungsformate, finanzielle Ressourcen, Themenabende, gemeinsame Veranstaltungen, spirituelle Impulse... oder bei den ganz grundsätzlichen Fragen nach dem »Was« und »Wie«. Lassen wir uns von Papst Franziskus inspirieren: Jede Migrantin und jeder Migrant ist »eine Brücke, die ferne Völker verbindet und die Begegnung zwischen Religionen und Kulturen ermöglicht.« Ich freue mich über Ihre Ideen, Fragen und Anregungen!

Kontakt:

Michael Haas
Netzwerkkoordinator für die Flüchtlingsarbeit
Erzbischöfliches Ordinariat Berlin
Niederwallstr. 8-9
10117 Berlin
Tel.: 030 / 326 84-534
Fax: 030 / 326 84-7534
E-Mail: michael.haas@erzbistumberlin.de
<http://www.erzbistumberlin.de/hilfe/fluechtlinge-im-erzbistum-berlin/>

Zitate des Papstes aus: Die ZEIT online: Franziskus entschuldigt sich bei Flüchtlingen. Artikel vom 19.04.16.

*Gebet von Papst Franziskus,
das er bei der Begegnung
mit Flüchtlingen
am 16. April 2016 auf der
griechischen Insel
Lesbos gesprochen hat*

Barmherziger Gott,
wir bitten Dich für alle Männer, Frauen und Kinder,
die nach dem Verlassen ihrer Heimat
auf der Suche nach einem besseren Leben gestorben sind.
Auch wenn viele ihrer Gräber keinen Namen tragen,
ist doch jeder von ihnen Dir bekannt,
von Dir geliebt und erwählt.
Mögen wir sie nie vergessen, sondern ihr Opfer ehren,
mit Taten mehr als mit Worten.

Wir vertrauen Dir alle an, die diese Reise gemacht
und Angst, Unsicherheit und Demütigung ertragen haben,
um zu einem Ort der Sicherheit und
der Hoffnung zu gelangen.

Wie Du Deinen Sohn nicht verlassen hast,
als er von Maria und Josef an einen
sicheren Ort gebracht wurde,
so sei nun diesen Deinen Söhnen und Töchtern nahe
durch unsere liebevolle Zuneigung und unseren Schutz.
Indem wir für sie sorgen, lass uns zugleich eine Welt anstreben,
in der niemand gezwungen ist, seine Heimat zu verlassen,
und wo alle in Freiheit, Würde und Frieden leben können.

Barmherziger Gott und Vater aller,
wecke uns auf aus dem Schlaf der Gleichgültigkeit,
öffne unsere Augen für ihre Leiden
und befreie uns von der Gefühllosigkeit,
die der weltliche Wohlstand und
die Selbstbezogenheit in uns erzeugen.
Verhilf uns – Nationen, Gemeinschaften und Einzelnen –
zu der Erkenntnis, dass sie, die an unseren Küsten landen,
unsere Brüder und Schwestern sind.
Lass uns den Segen mit ihnen teilen,
den wir aus Deiner Hand empfangen haben,
und begreifen, dass wir
als eine einzige Menschheitsfamilie
alle miteinander Wanderer sind,
in der Hoffnung unterwegs zu Dir, unserer wahren Heimat,
wo alle Tränen abgewischt werden
und wir alle Frieden und Sicherheit
in Deiner Umarmung finden.

Amen.

Christina Bustorf

GLAUBE ALS BRÜCKENBAUER

WIE CHRISTEN UND MUSLIME INS GESPRÄCH KOMMEN KÖNNEN

Glaube verbindet und schützt doch nicht vor Unsicherheit gegenüber anders Glaubenden. Über eine Million Menschen sind im Jahr 2015 als Flüchtlinge nach Deutschland gekommen, unter ihnen viele Muslime. Nicht nur in der Gesellschaft, auch in den katholischen Gemeinden des Erzbistums Berlin gebe es Ängste, wie man mit ihnen umgehen soll, sagt die Leiterin des Internationalen Pastoralen Zentrums (IPZ), Klaudia Höfig. Mit einem Team, bestehend aus zwei katholischen Theologinnen, einem Islamwissenschaftler und einem praktizierenden Muslim, tourte sie in diesem Jahr als »Wanderakademie« durch das Erzbistum, um den Ängsten zu begegnen und entgegenzuwirken.

Wanderakademie –
auch in Cottbus



Kirche ist in der Realität der Gesellschaft angekommen«, sagt Klaudia Höfig und meint damit, dass sonntags in den Kirchenbänken im Erzbistum Berlin von AfD-Anhängern bis Linksautonomen alles vertreten sei. Das habe ihr ein Pfarrer bestätigt und auch die Vortragsabende hätten das gezeigt. »Die Kirche hat vernachlässigt, sich mit den politischen und sozialen Einflüssen auseinanderzusetzen.« Zum Thema »Neue Nachbarn: Muslimische Einwanderer im Erzbistum Berlin« will sie nun mit den Gläubigen

offensiv ins Gespräch kommen. Sie ist überzeugt: Ängste und Skepsis überwinden funktioniert nur im Dialog.

Die so genannte Wanderakademie besteht aus zwei Referenten der Katholischen Akademie, der katholischen Theologin Katrin Visse und dem Islamwissenschaftler Thomas Würtz, dem praktizierenden Muslim und Anti-Gewalt-Trainer Andy Abbas Schulz sowie der katholischen Theologin und Leiterin des IPZ,

Klaudia Höfig. Finanziert wird das Projekt vom Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken. 13 Veranstaltungen in Vorpommern, Brandenburg und Berlin gab es bereits. Eingeladen wurde das Team sowohl von Gemeinden, die sich in der Flüchtlingshilfe engagieren, also auch von denen, die keine konkreten Berührungspunkte haben.

»Gute Informationen« will das Team zum Thema Islam vermitteln und die Möglichkeit bieten, angstfrei Fragen zu stellen. »Ich meine nicht, dass man viel über Muslime wissen muss, um sie als Nachbarn willkommen zu heißen und sich dann auch zu engagieren«, sagt die Initiatorin der Wanderakademie, Katrin Visse, »aber wir haben beobachtet, dass gerade die Flüchtlingsfrage nochmal sehr stark Fragen nach ›dem‹ Islam aufgeworfen hat.« Die Leute bekämen ihr Bild und ihre Angst auch durch Medien: »Allein wenn ich schaue, was in der Bahnhofsbuchhandlung zum Thema ›Islam‹ ausliegt, dann ist da wenig seriöses.« Für Visse war schnell klar. »Dann informiere ich sie lieber selbst.«

So sieht es nun das Veranstaltungsformat vor, dass zunächst die katholische Theologin spricht. Katrin Visse und Klaudia Höfig wechseln sich dabei ab. In diesem ersten Block geht es darum, die katholische Sicht darzustellen. Wobei die wesentliche Aussage lautet: Der Glaube an den einen Gott verbindet Christen und Muslime. Das sei eine wichtige Brückenfunktion, betonen die Theologinnen.

Im sich anschließenden Vortrag des Islamwissenschaftlers Thomas Würtz geht es um die Historie des Islam. Denn Fremdheit habe viel mit Unwissenheit zu tun, sind die Referenten überzeugt. Auch Thomas Würtz sagt: »Der Glaube ist ein Ansatzpunkt. Katholiken gehen durchaus differenzierter mit dem Thema Islam um.« Dennoch sei dessen Bild in allen gesellschaftlichen Schichten gleich. In Zeiten, in denen die Schere zwischen arm und reich immer weiter auseinander gehe, habe er fast das Gefühl, die »Islamangst« sei das verbindende Element.

Die von Öffentlichkeit und Medien geprägte Diskussion gebe vor allem in Bezug auf Stärken und Schwächen des Islam eine verzerrte Sicht wieder. Im konkreten Fall eines terroristischen Anschlags stimme natürlich das Rollenempfinden, dass der Westen das Opfer und der Nahe Osten der Starke sei. Das werde dann aber in den Medien pauschalisiert, kritisiert Würtz. Das Kräfteverhältnis sei eigentlich genau umgekehrt. »Global gesehen ist die arabische Welt schwach bis sehr schwach. Ökologische Produktivität und Bildung sind sehr niedrig.«

Mit seinem Blick in die Historie möchte Würtz die Zuhörer sensibilisieren. Sein Einstieg ist Napoleons Ägyptenfeldzug, der auch als Napoleons Expedition bekannt ist. Auf seinem Feldzug ließ sich Napoleon von zahlreichen Wissenschaftlern, Ingenieuren und Künstlern begleiten. Vor-

her habe es auch immer wieder Auseinandersetzungen gegeben, aber auf Augenhöhe. »Dieses Mal war der Westen komplett überlegen und die Grundsituation hat sich für die Menschen vor Ort radikal geändert«, erklärt Würtz. Stichworte wie »der Mensch ist nicht der Mittelpunkt« und »die Erde ist keine Scheibe« haben Weltbild und Selbstverständnis der Menschen im Osmanischen Reich erschüttert. Während der Westen sich weiter in die Wissenschaft vertieft habe, hätten die Menschen im Nahen Osten Halt im Glauben gesucht.

Thomas Würtz, der selbst bereits zahlreiche arabische Länder bereist hat, betont, dass der historische Kontext für das Verständnis der muslimischen Nachbarn wichtig sei. Der Islamwissenschaftler war überrascht, wie sachlich die Diskussionen auf den Veranstaltungen liefen. Er habe sich zwar ein bisschen gewundert, dass wenig Fragen zu aktuellen politischen Strukturen und der Lage kämen, dass das nicht so war, liege vielleicht an der Präsenz in den Medien durch die Flüchtlingswelle, denkt er.

Andy Abbas Schulz ist im Team der Wanderakademie der »Muslim zum Anfassen«. Der Neuköllner, der selbst erst als junger Erwachsener zum islamischen Glauben gefunden hat, erklärt wie sein Alltag als Muslim aussieht, was es mit den rituellen Waschungen oder dem Gebetsteppich auf sich hat. Er berichtet von seiner Arbeit im Gefängnis, von seinen Begegnungen mit jungen straffällig gewordenen Muslimen und seinen Gesprächen mit ihnen über den Glauben. Von den Veranstaltungsabenden der Wanderakademie ist er berührt: »Da sitzen Christen vor mir und fragen mich, als Muslim, was sie tun können, damit sie Muslimen gute Gastgeber sein können und diese ihren Glauben gut leben können. Das finde ich unglaublich toll.«

»Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslim, die den alleinigen Gott anbeten«, heißt es in der Konzilsklärung *Nostra Aetate*. Auch darauf verweisen die katholischen Theologinnen an den Abenden. Den Meisten sei gar nicht bewusst, was zu diesem Thema im Zweiten Vatikanischen Konzil festgelegt worden sei, sagt Klaudia Höfig. In der Erklärung heißt es auch: »Da es jedoch im Lauf der Jahrhunderte zu manchen Zwistigkeiten und Feindschaften zwischen Christen und Muslim kam, ermahnt die Heilige Synode alle, das Vergangene beiseite zu lassen, sich aufrichtig um gegenseitiges Verstehen zu bemühen und gemeinsam einzutreten für Schutz und Förderung der sozialen Gerechtigkeit, der sittlichen Güter und nicht zuletzt des Friedens und der Freiheit für alle Menschen.«

Katrin Visse betont: »Der Mensch, der Ihnen gegenüber steht, ist nicht der Islam. Aber Sie dürfen sich davon anregen lassen, wie der Glaube des Anderen, in dessen Leben zur Geltung kommt. Und gleichzeitig lernt ein Muslim durch Sie das Christentum kennen.«

Mit dem offiziellen Standpunkt der katholischen Kirche leitet das Team der Wanderakademie in die offene Frageunde über. Zwar kämen auch theologische Fragen, sagt Klaudia Höfig, aber es seien vor allem die Standardfragen zur Rolle der Frau, zum Kopftuch oder ob man einer Frau die Hand geben dürfe, gekommen. In einer Gemeinde, die ein Begegnungscafé betreibt, kam die Frage auf, ob zum Opferfest im Pfarrhof eine Ziege geschlachtet werden müsse oder ob man im Pfarrhaus ein Gebetsraum für die muslimischen Besucher einrichten sollte. Höfig motiviert, die Ängste zu überwinden, dass etwas passieren könne: »Einfach fragen, einfach machen und dabei respektvoll sein.«

Die Resonanz aus den Gemeinden ist sehr positiv. Zwar stand das Team zu Beginn eines Abends durchaus auch vor einem Publikum mit verschränkten Armen und skeptischen Blicken, doch die offene Atmosphäre hätte die Situation immer schnell entspannt, berichtet Höfig. Und Katrin Visse ergänzt: »Ich fühle mich auch durch die Erfahrungen, die wir in den Gemeinden gemacht haben, reich beschenkt. Nicht immer, aber in vielen Gemeinden war es wirklich toll zu sehen, wie beherzt sich Menschen engagieren.«

Gerade in den ländlichen Regionen wirkt der Besuch der Wanderakademie auch als Öffentlichkeitsarbeit der katholischen Kirche. Die dortigen Christen sind es sonst gewohnt, in ihrem Ort nur eine kleine Minderheit zu sein. Durch die Veranstaltung können sie zeigen, dass sie Teil eines Großen Ganzen sind und Kompetenz weitergeben können. So sagt ein Gemeindeglied einer Brandenburger Gemeinde: »Es waren ja auch kirchenferne Leute aus

der Willkommensinitiative da, Mitglieder der evangelischen Gemeinden und Mitglieder der örtlichen SPD, die hier zwar eine gute Politik macht, die Kirchengemeinden jedoch manchmal stiefmütterlich behandelt. Ich denke, dass sich mit dieser Veranstaltung die Katholische Kirche in einem außerordentlich modernen und positiven Gesicht gezeigt hat. Das hilft uns hier vielleicht zusätzlich.«

Auch wenn alle Standardfragen kamen, so hätte jeder Abend seinen eigenen Akzent gehabt, resümiert Klaudia Höfig. Und: »Es war immer gut.« Dabei war die Resonanz auf die Einladung anfangs recht überschaubar. Höfig musste regelrecht Telefonakquise betreiben. »Wir haben zunächst Flyer an die Gemeinden geschickt. Als keine Reaktion kam, habe ich einzelne Pfarreien angerufen.« Die Werbung auf einer Veranstaltung in der Katholischen Akademie für haupt- und ehrenamtlich Tätige in der Flüchtlingsarbeit zeigte schließlich Erfolg. Durch weitere Mund-zu-Mund-Propaganda reiste die Wanderakademie dann vor allem im Frühjahr diesen Jahres zu 13 Veranstaltungsorten. »Wir sind noch nicht fertig«, betont Klaudia Höfig. Sie ist überzeugt, dass das Thema die Menschen im Erzbistum auch weiterhin beschäftigen wird. Das Projekt von Katholischer Akademie und IPZ plant daher für das kommende Jahr neue Gelder zu beantragen.

*Die »Wanderakademie« v. l. n. r.
Andy Abbas Schulz, Anti-Gewalt-Trainer,
Klaudia Höfig, Leiterin des IPZ,
Katrin Visse, katholische Theologin,
Thomas Würtz, Islamwissenschaftler*



Foto: Privat

»MAN WEISS VIEL MEHR VONEINANDER«

INTERVIEW MIT DEM ISLAM-WISSENSCHAFTLER THOMAS WÜRTZ

Bilder von Moscheen und die arabische Kultur haben Thomas Würtz bereits als Jugendlicher fasziniert. Beruflich sollte es eigentlich das Jurastudium werden. Doch eine Reise nach Syrien gab den Ausschlag, sich den Islamwissenschaften zu widmen. Seitdem hat der praktizierende Katholik viele arabische und asiatische Länder bereist, hat in einigen auch für längere Zeit gelebt. Im Interview erzählt der promovierte Islamwissenschaftler von seinen Eindrücken.

Info: Herr Würtz, Sie kennen viele islamisch geprägte Länder. Wo waren Sie genau?

Thomas Würtz: Nach Syrien bin ich beispielsweise wenige Wochen als Tourist gereist. In Marokko war ich als Sprachschüler mehrere Wochen und habe dort auch zum ersten Mal eine Form von Alltag erlebt. Dann war ich für ein halbes Jahr in Kairo – zum einen zum Spracherwerb, aber auch um Vorlesungen zu besuchen. Eine Studienreise hat mich für drei Wochen in den Jemen geführt und sechs Mal bin ich im Rahmen des interreligiösen Dialogs nach Pakistan gereist.

Info: Wie haben Sie die Länder und insbesondere den Alltag dort wahr genommen?

Thomas Würtz: Als Tourist sieht man vor allem das, was anders ist. Man sieht die bunten Märkte, die beeindruckenden Moscheen, die Gärten mit ausgefallenen Pflanzen. Der Alltag ist dann doch wieder ähnlich, wie man ihn von zuhause kennt. Man steht zu einer bestimmten Zeit auf, frühstückt und hat dann seine Termine, sein Seminar, man kauft ein. Manches ist improvisierter. An den

Gebäuden bröckelt der Putz, die technische Ausstattung ist nicht besonders gut. Dafür gibt es andere Annehmlichkeiten. Man bekommt zum Beispiel leicht wunderbar frisch zubereiteten leckeren Tee oder Fruchtsäfte. Für mich war das ein ständiges sich Aufwiegen von Verlust und unerwartetem Gewinn.

Info: Mit welchen Erwartungen, eventuell auch Vorurteilen, sind Sie dorthin gereist?

Thomas Würtz: Meine vorigen Reisen in diese Regionen, auch schon als Gymnasiast mit meinen Eltern, haben mich bereits sacht darauf vorbereitet. Ich hatte keine Berührungängste. Nur vor meiner ersten Reise nach Pakistan habe ich damit gerechnet, dass es auf Grund der politischen Lage vor Ort schwierig werden wird. Das war dann aber überhaupt nicht der Fall. Ich habe wirklich nirgends einen Schock erlebt.

Info: Wie haben Sie in den arabischen Ländern den Umgang von Muslimen und Christen untereinander erlebt?

Thomas Würtz: Man begegnet dort dem Menschen und hat eine große Offenheit für das Fremde. Toleranz und Pluralität ist bereits in der Historie des Osmanischen Reichs begründet. Mein eigener Glaube hat mir auch sehr geholfen. Im Gegensatz zu vielen atheistischen und agnostischen Islamwissenschaftlern aus der westlichen Welt, war mein katholischer Glaube ein Anknüpfungspunkt im Gespräch. Das fanden meine muslimischen Gesprächspartner gut.

Info: Findet dort ein christlich-muslimischer Dialog statt, wie wir ihn hier kennen?

Thomas Würtz: Das ist dort ein Alltagsdialog. Man weiß viel mehr voneinander.

Interview: Christina Bustorf

Carla Böhnstedt

DIE QUADRATUR DES KREISES: 4000 JAHRE IN ZWEI WOCHEN

WANDERN AUF DEM PALÄSTINENSISCHEN ABRAHAMSPFAD – EIN EXPERIMENT

Soll das ein Scherz sein? Der Local Guide biegt unvermittelt von dem kleinen, staubigen Wüstenweg ab und steuert geradewegs auf ein mächtiges Geröll- und Gesteinsmassiv zu. Ungläubige Blicke bohren sich in seinen Rücken. Was ihn nicht anfixt, denn er beginnt ungerührt, einer Bergziege gleich und nur mit leichten Stoffschuhen bestückt, zwischen den Felsen entlang zu hüpfen. Verunsichert nehmen wir die Verfolgung auf. Kein Zweifel. Der Local Guide muss den Verstand verloren haben. Zumindest aber die Orientierung. Doch als unsere latente Vermutung sich gerade zur Gewissheit mausern will, leuchtet es uns von einem der Gesteinsblöcke entgegen: das Logo vom Abrahamspfad. Kein Scherz!

*»Wege entstehen dadurch,
dass man sie geht«,*



Alle Fotos in diesem Bericht: Carla Böhnstedt

formuliert einst der Schriftsteller Franz Kafka und fast könnte man meinen, er kommentiere damit prophetisch den palästinensischen Abrahamspfad.

Denn dieser wurde von einer Nichtregierungs-Organisation eingerichtet und ist tatsächlich noch im Entstehen und Werden. Doch schon bald soll er den Weg des Erzvaters Abraham quer durch den Nahen Osten nachzeichnen: über die Türkei, Syrien und Jordanien bis in die Palästinensergebiete und nach Israel. Grenzüberschreitend will er dann Menschen verschiedener Glaubensrichtungen und Kulturen zusammenbringen und so zu Versöhnung, Völkerverständigung und Frieden beitragen. Eine Vision, die zur Zeit aufgrund der Kriege im Irak und Syrien nicht möglich ist, wohl aber gangbar in Palästina.

Für meinen Kollegen Dr. Ulrich Kmiecik (Referat Bibelpastoral) und mich (Projektstelle Suchendenpastoral) eine willkommene Herausforderung, einen Aufbruch aus altbekannten Strukturen zu wagen, ein Angebot zu entwickeln für Leute, die Religion nicht nur in der Kirche suchen und Lust haben, mal ganz anders zu reisen.

So suchen wir uns unsere Reisegefährten nicht über die klassischen binnenkirchlichen Kanäle, sondern schalten Anzeigen in verschiedenen Berliner Stadtmagazinen und Kulturzeitschriften, lassen Tausende von DINAMIX Cards drucken und in Lokalen, Kinos und Museen auslegen, bewerben unser Projekt auf der Internationalen Tourismusbörse in den Berliner Messehallen und veranstalten einen ersten Informationsabend für Interessierte in einem arabischen Restaurant in Berlin-Mitte. Am Ende sind wir ein kunterbuntes Grüppchen im Alter von 44 bis 75 Jahren aus unterschiedlichsten Regionen Deutschlands, das sich im Frühsommer ein Wochenende lang im Elbsandsteingebirge versammelt, um sich kennenzulernen, in das Thema der Reise einzustimmen und – ganz wichtig! – eine 20km-Wanderung zu absolvieren, quasi als »Trainingslager« für die kommenden Strapazen. Und dann wird's ernst!



Vier Bausteine sind es, die unser Palästina Projekt ausmachen, zu dem wir Mitte Oktober aufbrechen:

1. Wanderungen
2. Begegnungen mit Menschen im Land und das Kennenlernen von Projekten
3. Touristische Highlights
4. Roter Faden: Abraham

Aber nun mal der Reihe nach:

*»Nur wo du zu Fuß warst,
bist du auch wirklich gewesen«,*



meint Johann Wolfgang von Goethe und tatsächlich sind es bei uns rund 100 km, die wir auf diese Weise erobern. Und dabei geht es zuweilen über Stock und Stein, Klippen und Berge, durch's fruchtbare Hochland und die Ebenen des Jordantals, durch Klamm und Canyon, Valleys und Wüsten. Die Etappen liegen zwischen 8 und 18 km und dauern zwischen 3 und 7 Stunden. Sie werden zuweilen schweigend, oftmals staunend, gerne auch im Austausch miteinander gewandert. Und das fast durchgehend bei Temperaturen um die 35 °C und knalliger Sonne. Diese Strapazen haben natürlich Auswirkung auf Mensch und Material und so sind es gleich mehrere Teilnehmer, die nach unserer Ankunft in Betlehem in den schmalen Gassen verschwinden, um den dortigen Schuhmachern ihre Treter mit aufgeplatzten Nähten, sich lösenden Sohlen und sonstigen Verschleißerscheinungen anzuvertrauen. Doch nach einem 24-stündigen stationären Aufenthalt sind die Wanderstiefel wieder fit wie ein Turnschuh und den noch ausstehenden Wanderungen steht nichts mehr im Wege.

*»Es sind die Begegnungen mit den Menschen,
die das Leben lebenswert machen«*



(Guy de Maupassant) – und wenn der französische Schriftsteller recht hat, war unser Lebenswert in diesen zwei Wochen kaum zu toppen. Viele Gespräche, Besuche von Projekten und Einrichtungen, Kontakte »en passant« und nicht zuletzt unsere Übernachtungen in palästinensischen Familien in Duma und einem Beduinencamp in Ain Auja ermöglichen uns, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen und einen realistischen, zuweilen ernüchternden Eindruck vom Leben in Palästina zu bekommen:

Dass es in dieser Region auffallend viele genetische Krankheiten gebe infolge der Tradition, innerfamiliär zu heiraten, erfahren wir bei unseren Besuchen im Caritas-Baby-Hospital Bethlehem und den Behindertenwerkstätten »Lifegate« in Bet Jala. Außerdem macht uns Basis Qonquer, Pressesprecher des Caritas-Baby-Hospitals, auf ein besonderes Problem aufmerksam: die Vermischung von Kultur und Religion. »Wir sind Palästinenser, denn wir sind hier geboren. Wir sind Christen, denn das ist unsere Religion. Und wir sind Araber, denn das ist unsere Kultur«.

In Palästina einen guten Job finden? Schwierig bis aussichtslos! Deshalb müsse man Fremdsprachen beherrschen und ins Ausland gehen, erzählen uns sowohl Studenten der Uni Nablus, als auch Maurice Younan, Gründer eines Schulprojektes in Hebron. Aber: »Gehen junge Leute in die Nachbarländer, sind sie nicht gern gesehen, da sie Palästinenser sind. Bleiben sie, müssen sie als Christen ein Leben als Minderheit führen. Denn in der Westbank gibt es nur 2 % Christen«, macht uns Elias Awad, Direktor des deutsch-palästinensischen Vereins »Christen helfen Christen« auf ein weiteres Problem aufmerksam.

»Wir weigern uns, Feinde zu sein!«



steht als Motto am Eingang von Daher's Weinberg, einem Grundstück, das seit vielen Jahren von Enteignung bedroht ist. Das dort initiierte Projekt »Tent of Nations« will das verhindern, indem dort ein Ort der Begegnung zwischen jungen Einheimischen und internationalen Jugendlichen geschaffen wurde, der Völkerverständigung und Frieden fördern soll. Ihre Arbeit in der Landwirtschaft wird von jüdischen Siedlern behindert, sabotiert und bedroht, der Strom- und Wasseranschluss schon vor Jahren gekappt, der Zuweg zum Gelände bereits 2001 gesperrt. Seit 25 Jahren klagt die Familie vor israelischen Gerichten gegen mittlerweile über 20 Abrissbefehle. Und dennoch: »Auch wenn wir hinfallen: Wir haben gelernt wieder aufzustehen«, gibt uns Daoud Naher mit auf den Weg.



Sehr beklemmend auch der Besuch einer Familie, deren Haus direkt an der Grenze zwischen dem Westjordanland und Israel steht und von der 8 m hohen Mauer umgeben ist. Es liegt in der Zone C, d.h. unter alleiniger israelischer Verwaltung. Immer wieder stehen Soldaten im Wohn- und Schlafzimmer der Familie und notwendige Reparaturarbeiten am Dach des Hauses werden von der israelischen Armee, die dort ihr Basislager eingerichtet hat, nicht genehmigt.

Von Brandanschlägen auf die Kirche, Friedhofsschändung, Graffitis »Tod den Christen«, samstäglichen Demos unter der Parole »Israel den Juden, alle Nichtjuden raus!«, vielen Tötlichkeiten gegen christliche Pilger und der Erfahrung, täglich angespuckt zu werden, hören wir in unserem Gespräch in der Dormitio Abbey in Jerusalem. »Ein Jahr Leben in Jerusalem ist wie zwei Leben anderswo«, bringt es P. Nikodemus auf den Punkt.

»Sehenswürdigkeiten sind Dinge, die man gesehen haben muss, weil andere sie auch gesehen haben.«



(Hans Söhnker) – Kreuzfahrerkerche, St. Georgskloster, Palastanlage des König Herodes, Geburtsgrötte und Garten Getsemani, ... – alles gesehen und für beeindruckend befunden. Aber was unseren Herzschlag wirklich in die Höhe treibt, ist der Besuch des Tempelbergs, auf dessen Plateau die beiden muslimischen Gotteshäuser Al Aqsa-Moschee und Felsendom stehen. In aller Frühe hatten wir uns am Kontrolleingang angestellt, direkt hinter einer Gruppe orthodoxer Juden, die – entgegen der Regeln am dritt wichtigsten Ort des Islam – singen und tanzen und mit großen Zweigen rumwedeln. Doch alles geht gut: Drehkreuz, Sicherheitsschleuse, Rucksack-Check und dann stehen wir tatsächlich auf der Holzstelzenkonstruktion, die zum »Al-Haram asch-scharif« hinaufführt. Quasi ein Logenplatz, der einen fulminanten Ausblick auf den Platz an der Klagemauer freigibt, denn der ist an diesem Morgen nahezu überfüllt. Schließlich ist Laubhüttenfest. Überall in der Stadt kommen wir an Laubhütten unterschiedlichster Machart vorbei.



Das »Tempelberg-Syndrom« (Anspannung, erhöhte Herzfrequenz) ereilt uns noch einmal einige Tage später, denn auf unserem Programm steht der Besuch Hebrons, das mit seinen Gräbern der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob Juden, Muslimen und Christen gleichermaßen als heilig gilt. Darüber hinaus ist Hebron zweifelsohne einer der explosivsten Orte, wenn es um die Absurditäten des Nahostkonfliktes geht. Über 100 Checkpoints gibt es, streng bewacht, dazu Mauern, Zäune und Straßensperren, 5000 Soldaten kontrollieren die Stadt. Es ist die einzige Stadt im Westjordanland mit einer jüdischen Siedlung mitten im Zentrum.

Die Straßen der Altstadt, durch die wir gehen, sind menschenleer, die Läden verrammelt, die Türen der Wohnhäuser versiegelt: eine Geisterstadt. Bereits nach wenigen Metern werden wir von bewaffneten Soldaten kontrolliert und müssen unsere Pässe vorzeigen. Kurz darauf, beim Besuch der Synagoge mit der Grablege Jakobs, Leas und Josephs, werden wir wieder ausgebremst: Unser Tour-Guide Wajih, arabischer Christ mit israelischer Staatsbürgerschaft, darf nicht mit rein. Neue Verordnung! Muss man aber nicht verstehen.

»Als sie an den Ort kamen, den ihm Gott genannt hatte,
baute Abraham den Altar, schichtete das Holz auf,
fesselte seinen Sohn Isaak und legte ihn auf den Altar,
oben auf das Holz.«



(Gen 22,10) – Keine Frage: die Auseinandersetzung mit Abraham, dem Stammvater der drei Weltreligionen, ist kein Ponyhof. Schließlich haben wir es da mit einem Gott fernab jeder Kuscheligkeit zu tun. Das fordert uns heraus.

Dennoch – oder gerade deshalb?! – begleitet uns Abraham beständig auf unserer Tour in Form von entsprechenden Bibeltexten und Impulsen. Seine Frauengeschichten und Vater-Qualitäten, seinen Erziehungsstil und Lebenswandel, sein Gottesbild und seine Träume sorgen immer wieder für hitzige Diskussionen.

Vor etwa 4 Jahrtausenden ist Abraham von Ur am Euphrat in Mesopotamien flussaufwärts nach Haran und anschließend nach Kanaan gewandert, wo er in Hebron sesshaft wird. Sagt jedenfalls die Bibel. Zumindest auf dem palästinensischen Streckenabschnitt heften wir uns an seine Fersen, wenn wir von Sebastia, dem alten Samaria nach Nablus, dem biblischen Sichem, wandern und von dort weiter über Duma, Ain Auja, Jericho nach Nabi Mussa (wo Mose begraben sein soll) und Mar Saba, dem Wüstenkloster, in dem im 8. Jahrhundert auch Johannes von Damaskus gelebt haben soll.

Und schließlich über Jerusalem und Bethlehem nach Hebron, wo Abraham dem Hetiter Efron das Grundstück für das Begräbnis seiner Familie abgekauft hat.

»Wenn du denkst: Abenteuer sind gefährlich,
versuch's mal mit Routine. Die ist tödlich!«

(Paulo Coelho) – Da hilft dann nur ein wirksames Gegengift: Horizonterweiterung! Wir haben das Mittel auf unserer Wandertour ausprobiert und können nun sagen: richtig dosiert ist es sehr gut verträglich und benutzerfreundlich, wenn auch nicht frei von Nebenwirkungen. Denn es macht Lust auf mehr!

Wir geben unsere Erfahrungen mit dieser Wandertour gerne an andere kirchliche Akteure weiter, deshalb: Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie www.abrahampath.org und fragen Sie

Dr. Ulrich Kmiecik
Referat Bibelpastoral
Ahornallee 33
14 050 Berlin
ulrich.kmiecik@erzbistumberlin.de
Tel.: 030 / 204 54 83-34
mobil: 0160/ 96 48 98 62

Carla Böhnstedt
Projektstelle Suchendenpastoral
Greifswalder Straße 17
10 405 Berlin
carla.boehnstedt@erzbistumberlin.de
Tel.: 030 / 31 98 67-18
mobil: 0151/ 40 09 24 39.

Anja Goritzka

NEUE HERAUSFORDERUNGEN UND ALTE TRADITIONEN VERBINDEN IM ERZBISTUM BERLIN

DIASPORAFAHRT DES DIÖZESANEN BONIFATIUSWERKES FÜHRTE IN DEN NORD-OSTEN

Vorpommern. Die zehnte Diasporafahrt des diözesanen Bonifatiuswerkes des Erzbistums Berlin führte die Gäste dieses Jahr in Pfälzische Dörfer ganz im Nord-Osten Deutschlands, auch wenn die Pfalz nicht an der Ostsee liegt. In Vorpommern nahe der polnischen Grenze gründeten um 1748 acht pfälzische Familien die katholischen Dörfer Viereck, Hoppenwalde und Blumenthal. Der Glaube blieb, auch wenn erst im 19. Jahrhundert ein eigener Priester seine Tätigkeit aufnahm und unterschiedliche Staatssysteme das Glaubensleben immer wieder erschwerten, davon konnten sich die 74 Teilnehmer der Fahrt überzeugen.

PASEWALKER GEMEINDE WÄCHST UM 50 PROZENT Gemeinsam mit dem Vorsitzenden des Bonifatiuswerkes im Erzbistum Berlin Domkapitular Martin Pietsch und dem Leiter der Kategorialen Seelsorge im Bistum Hermann Fränkert-Fechner besuchten die Mitglieder und Förderer die Gemeinden Pasewalk und Hoppenwalde mit Viereck, die zukünftig im derzeitigen Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« einen pastoralen Raum bilden werden.

Unterschiedliche Beweggründe veranlassten sie an der Fahrt teil zu nehmen. »In der Gemeinschaft das Land kennen zu lernen, ist sehr schön«, meinte die 81-jährige Erika Sägebrecth und Margarethe Speth ergänzte: »Mich interessiert, wie sich katholische Kirche hier verbreiten kann. Wie geht Diaspora vor Ort?«

Neben den Besuch der Kirchen und einer kleinen Schifffahrt auf dem Haff bei Ueckermünde erfuhren die Berliner Besucher genau das: So habe sich laut dem Pasewalker Pfarrer Grzegorz Mazur die Mitgliederzahl innerhalb eines Jahres von 1.000 auf 2.000 verdoppelt. Der Grund: Immer mehr Polen kaufen im Grenzgebiet auf deutscher Seite kostengünstige Immobilien, lassen sich mit ihren Familien hier nieder. Ein Umstand, den die Gemeinden vor Ort immer mehr mitdenken müssen: Messen in polnischer Sprache werden neuerdings jeden Sonntag in der evangelischen Kirche in Löcknitz bei Pasewalk angeboten, der Religionsunterricht – in Mecklenburg-Vorpommern Pflichtfach – erfasst auch die polnischen Kinder.

Wichtig sei es der Gemeinde und dem Bistum, dass sich keine Parallelgemeinde entwickle: Im Idealfall sollen die polnischen Mitbürger integriert werden. Hier sucht auch das Bonifatiuswerk einen neuen Mitarbeiter, der in einer Projektstelle für zwei Jahre Brücken zwischen deutschen und polnischen Gläubigen bauen soll. »Der Staat reagiert mit beispielsweise einem deutsch-polnischen Gymnasium in Löcknitz. Jetzt muss auch die Kirche reagieren«, ist Hermann Fränkert-Fechner überzeugt und Pfarrer Grzegorz Mazur ergänzt: »Die Gläubigen arbeiten zwar in Polen, engagieren sich aber hier vor Ort. Während das erste Kind noch in Stettin zur Erstkommunion geht, wird das zweite das schon hier tun.«

PFÄLZISCH-KATHOLISCHE WURZELN IN VORPOMMERN Auch in Hoppenwalde und Viereck reagierte das Bistum Berlin auf die Zuzüge aus Polen, wie die Teilnehmer in der Hoppenwalder Mariä Himmelfahrt erfahren: Seit einem Monat ist Pfarrer Marek Malesa vom Neokatechumenalen Weg und selber Pole als Pfarradministrator dort tätig. Unterstützt wird er von einem ebenfalls polnischen Kaplan.

Trotz aktueller Problematik stand für die Gäste aus Berlin die Geschichte der katholischen Orte im Mittelpunkt: 1748 wurden durch eine Kabinettsorder des Königs Friedrich II acht Pfälzer Familien in diesem Gebiet angesiedelt. Katholische Traditionen werden bis heute gelebt und sind zum Beispiel durch die jährliche Fronleichnamsprozessionen in Hoppenwalde und Viereck immer noch zu spüren. In Viereck ist sogar noch das Einwanderungskreuz erhalten.

Auch Josef Canto, ein Mönchengladbacher, der seit zwölf Jahren in Berlin lebt, war mit seiner Frau Regina bei der Fahrt mit dabei. Er hatte ein ganz besonderes Ziel: »Mein Vater hat Ahnenforschung betrieben und herausgefunden, dass unsere Vorfahren Böckelheim verließen und sich genau hier angesiedelt haben, 1748.« So ist in der Tat der Familienname Cantow mit w immer noch ein Begriff unter den Katholiken in Hoppenwalde und Viereck. Das Programm war für die Teilnehmer eng gesetzt, dennoch fuhren sie am Freitagabend zufrieden nach Berlin zurück: »Zu erfahren, wie hier der Glaube gelebt wird, war sehr interessant«, resümierte die Teilnehmerin Brigita Böhnig abschließend.



*Fronleichnam
in der Diaspora*

Foto: Anja Goritzka



Pfarrer Stefan Friedrichowicz, PR Alexander Obst

HIER HERRSCHT KEIN VORURTEIL GEGEN DICH!

›Cafe contact‹ oder ›Treffpunkt Rückenwind‹
oder, oder, oder ... Was könnte kirchliche nachgehende
Seelsorge noch für entlassene Strafgefangene tun?

*Dieses Bild ist vor
einigen Jahren von
einem Gefangenen
einer JVA in Berlin
gemalt worden und war
Motiv einer
Einladungskarte zu
einer Verabschiedung
eines Gefängnis-
seelsorgers.*

Wenn ich dann endlich durch das große Tor da vorn hinausmarschieren werde« so träumt mancher Knacki laut auf seinem Weg zur Anstaltskirche am Sonntag oder auf dem Weg zu einer Gruppenrunde in der Woche, wobei man immer die große verschlossene Gefängnisporte in einiger Entfernung sehen kann, »dann, ja dann ...«.

»Es sind nicht allein die Verluste an persönlichen Freiheiten und Freizügigkeiten, welche das Gefängnis vom Inhaftierten erzwingen, sondern auch die schleichenden Kontakt- und damit einhergehenden Hoffnungsverluste für die eigene Zukunft!« sagte mir jüngst ein Inhaftierter, der bereits über ein Jahrzehnt hinter Gefängnismauern verbringen muss.

Anfangs glaubten wir Seelsorger, straffällig gewordene Menschen irgendwie bessern zu können. Wir organisierten Einzel- und Gruppengespräche, veranstalteten kleine Feste, sorgten für Begegnungen mit Studierenden, brachten Chöre und einzelne Künstler in die Anstalt und versuchten noch manches mehr.

Selbstverständlich kann man seelsorgerischen Erfolg nicht messen. Aber die sogenannte Rückfall-Quote ist nach wie vor nicht unbedeutend. Viele entlassene Straftäter fallen »draußen« in ein Loch. Die alten Kumpels aus der Nachbarzelle, denen sie bisher etwas erzählen konnten, waren plötzlich nicht mehr da.

Oder: Sie bewerben sich um eine Wohnung, um einen Arbeits- oder Studienplatz, sie bitten um einen kleinen Kredit usw., es begleitet sie ab sofort immer ihre Vergangenheit! Wer war denn ihr letzter Vermieter, haben sie ein Zeugnis von dem mit? Wo haben sie zuletzt gearbeitet? Bringen sie bitte eine Schufa-Auskunft bei! Und ist dann eine Hürde genommen, könnte sich eine neue auftürmen: die Abforderung eines persönlichen Führungszeugnisses. Viele scheuen solche Wege von vornherein. Sie nisten sich dann lieber bei Leuten ein, die sie von irgendwoher kennen, arbeiten schwarz oder gehen mit einem alten Kumpel mit – und sitzen leider bald wieder irgendwo im Knast.

Irgendwann wurde mir in den vergangenen Jahren bewusst, dass einige Strafgefangene mit deutschen Wurzeln nach ihrer Entlassung den Kontakt zum katholischen Pfarramt in der JVA Tegel suchten. Sie erzählten am Telefon von ihren erfolgreichen, aber auch von ihren vergeblichen Unternehmungen, von Zukunftsplänen, aber ebenso häufig auch davon, dass sie eigentlich so richtig niemanden haben, mit dem sie ihren Tag gestalten oder ein paar Stunden im vertrauten Umgang verleben könnten. Ich habe mich dann mit ihnen in irgendwelchen Cafés, bei McDonalds oder zu einem Spaziergang im nächst gelegenen Park verabredet.

Mittlerweile werde ich das Gefühl nicht mehr los, dass manche dieser Begegnungen manchen ehemaligen Inhaftierten nicht wirklich erfreut, sondern ihn sogar irgendwie traurig macht. Manch einer spürt in aller Klarheit, dass ihn unsere bürgerliche Mitte im Herzen ablehnt und ihn insgeheim sogar fürchtet. Nicht wenige Ehemalige erzählten mir von einzelnen Vollzugsbeamten, die ihnen im Knast ans Herz gewachsen sind, weil die ihnen wenigstens mal zuhörten und sie auch mit kleinen Hilfestellungen erfreuten.

So ein »cafe contact« oder wie es nun immer heißen mag, soll diese vertrauensvolle Atmosphäre erspüren. Die Botschaft soll lauten: Hierher kannst Du ohne weiteres und immer kommen. Hier könnten Dich Menschen verstehen, weil sie Ähnliches durchgemacht haben oder mit dem Gefängnismilieu vertraut sind. Hier herrscht kein Vorurteil! gegen Dich!

Dieses sogenannte Café ist letztlich ein gemütlich eingerichteter Raum zum Quatschen. Hier kann man genau wie im Pfarramt im Knast Kaffee kochen. Dieser »Schutzraum« liegt in der Nähe der JVA und ist günstig mit dem ÖPNV zu erreichen.

Vielleicht finden sich auch Christen und Christinnen aus den umliegenden Gemeinden bereit, sich an diesem Projekt zu beteiligen. Wir werden es ja erleben.

Katja Eichhorn

SOZIALE TAGE

CARITAS HAUTNAH

Vielen Unternehmen genügt es heute nicht mehr, den sozialen Sektor »nur« mit Geld- oder Sachspenden zu unterstützen. Sie sind bereit, sich einzulassen auf die Menschen und offen, die Abläufe und Themen in sozialen Diensten und Einrichtungen kennenzulernen.

Der Soziale Tag ist ideal, um »reinzuschnuppern« in die Berufswelt der Sozialarbeiter/innen und die Lebenswirklichkeit der Menschen, die wir bei der Caritas betreuen und begleiten«, so Katja Eichhorn, Leiterin des Fachbereichs Ehrenamt. Bei einem Sozialen Tag bietet das Unternehmen den Mitarbeiter/innen die Möglichkeit, sich für einen Tag im Team oder auch einzeln ehrenamtlich bei der Caritas zu engagieren. Die Sozialen Tage wurden bereits für Unterneh-





Foto: Walter Wetzlar

men, Ämter, Arbeitgeberverbände u.a. durchgeführt. Bei Katja Eichhorn gehen täglich zahlreiche Anfragen ein, wie zum Beispiel die eines großen Lebensmittelkonzerns: »Unser 12-köpfiges Team möchte aktiv werden, gern am Standort des Unternehmens und es wäre ideal, wenn Senioren unterstützt werden könnten, idealerweise zur Weihnachtszeit.« Auch der Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb) engagiert sich bereits seit acht Jahren und wird auch dieses Jahr wieder in 20 verschiedenen Einrichtungen aktiv, damit sich die Mitarbeiter dort offen auf die neue Erfahrung einlassen können. Oberstes Ziel bei der Vermittlung von Ehrenamtlichen an Sozialen Tagen ist, ihnen die Möglichkeit zu geben, konkret zu helfen und so einen echten Mehrwert für sie bzw. die am Einsatzort betreuten Menschen zu schaffen.

»Bei den Teilnehmern hinterlässt der Soziale Tag einen nachhaltigen Eindruck, nämlich gemeinsam etwas Sinnvolles geschafft zu haben. Diese Teamerfahrung wirkt sich positiv auf die weitere Zusammenarbeit aus«, sagt Katja Eichhorn. Diese Einschätzung bestätigten viele Nachrichten, die Eichhorn im Nachgang zu einem Sozialen Tag erhalte. Wie die Caritas hautnah erlebt wurde, dazu melden viele ihre Eindrücke zurück: »Man lernt sich mal in einem ganz anderen Umfeld kennen, so ein Tag schweißt zusammen«, so der Geschäftsführer einer Werbeagentur. »Hochachtung vor den vielen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern, die das stemmen. Dieser Tag bleibt in Erinnerung. Man weiß ja, dass es Menschen gibt, die bedürftig sind, aber sie dann dort zu sehen, das ist nochmal was anderes«, so ein Mitarbeiter des Rundfunks Berlin-Brandenburg (rbb).

»Wir freuen uns über jede der vielen positiven Rückmeldungen und auf viele weitere Partner, die einen Seitenwechsel wagen wollen«, so Katja Eichhorn.

Kontakt

Caritasverband für das Erzbistum Berlin e.V.
Stabsstelle Ehrenamt und Fundraising
Katja Eichhorn
Tel.: (030) 666 33 1279
E-Mail: k.eichhorn@caritas-berlin.de

Weitere Informationen

<http://www.caritas-berlin.de/spendenundhelfen/alsunternehmenhelfen/corporate-volunteering/corporate-volunteering>

SOZIALE TAGE FÜR PASTORALE MITARBEITENDE IM ERZBISTUM BERLIN

Im Rahmen des Pastoralen Prozesses »Wo Glauben Raum gewinnt« sollen mit den Pastoralen Räumen Netzwerke zwischen Gemeinden und Orten kirchlichen Lebens gebildet werden.

Die Einrichtungen, Dienste, Fachverbände und Gesellschaften des Caritasverbandes für das Erzbistum Berlin sind Orte kirchlichen Lebens. Um diese kennen zu lernen, bieten sich Soziale Tage an. Deshalb bietet die Stabsstelle für Ehrenamt und Fundraising »Soziale Tage für Pastorale Mitarbeitende im Erzbistum Berlin« an.

Melden Sie sich bei
Katja Eichhorn.

Benedikt Zimmermann

DER JARGON DER BETROFFENHEIT

WIE DIE KIRCHE AN IHRER SPRACHE VERRECKT

»Sorry, liebe Theologen, aber ich halte es nicht aus, wenn ihr sprecht. Es ist so oft so furchtbar. Verschrobene, gefühlsduselnde Wortbilder reiht ihr aneinander und wundert euch, warum das niemand hören will« schrieb Erik Flügge in einem seiner Blogs.

Diese Gedanken leiten ihn auch in seinem Buch mit dem Titel »Der Jargon der Betroffenen: Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt« (2016). Flügge hat ein paar Semester katholische Theologie studiert und ist dann zur Politikwissenschaft und Germanistik gewechselt. Heute berät er Politiker und Kommunen.

Der Jargon der Betroffenen ist ein leidenschaftliches Plädoyer für lebensrelevante Sprache in unseren Kirchen: »Wo muss man hingehen, um beigebracht zu bekommen, die Betonung im Satz an der genau falschen Stelle zu setzen? Gibt es Rhetorikkurse für Zombie-Sprache für Predigten in Kirchen? Ich meine das ganz ernst, wenn man mit euch ein Bier trinkt, dann klingt ihr ganz normal. Sobald ihr in einer Kirche in offizieller Funktion sprecht, wird's plötzlich scheiße. Wieso denn eigentlich?« (S. 9)

Er ist kritisch, er ist ein Mahner, er hält der Kirche einen Spiegel vor, den leider allzu viele nicht vorgehalten haben möchten. Predigten sollen zeitgemäß sein, sie sollen und wollen Menschen berühren, vor allem mit Gott in Berührung bringen. Doch allzu oft gelingt dieser Anspruch nicht. Aus diesem Grund schlägt der Autor vor: »Sprecht doch einfach über Gott, wie ihr beim Bier sprecht. Dann ist das vielleicht noch nicht modern, aber immerhin mal wieder menschlich, nah und nicht zuletzt verständlich.« (S. 10)

Die Schwachstelle des Buches sind fehlende Hinweise zu praktischen Konsequenzen und Lösungsansätze. Flügge legt – zu Recht und treffsicher – die Finger in die Wunde der kirchlichen Verkündigung. Leider bietet er konkrete Lösungen nur in großen Linien an: mehr Theologie, mehr Lebensrelevanz, mehr Kante fordert er von Theologen, Pfarrern und Bischöfen.

Empfehlenswert sind im Zusammenhang mit dem Buch von Erik Flügge die Schriften von Papst Franziskus. Er bietet Lösungsansätze und das nicht nur in seinen legendären Morgenpredigten in der Kapelle des vatikanischen Gästehauses Santa Marta, sondern auch in seiner Enzyklika »Evangelii gaudium« (EG) (2013). Ein ganzes Kapitel (Drittes Kapitel, Nr. 112 bis Nr. 175) widmet er der Verkündigung in verschiedenen Zusammenhängen. Im Abschnitt Nr. 135 bis Nr. 159, erinnert Papst Franziskus daran, was Flügge vergaß: »Wer predigt, muss das Herz seiner Gemeinde kennen, um zu suchen, wo die Sehnsucht nach Gott lebendig und brennend ist und auch wo dieser ursprünglich liebevolle Dialog

*»Sprecht doch einfach über Gott, wie ihr beim Bier sprecht.
Dann ist das vielleicht noch nicht modern,
aber immerhin mal wieder menschlich, nah und
nicht zuletzt verständlich.«*

erstickt worden ist oder keine Frucht bringen konnte.« (EG Nr. 137). Übereinstimmung zwischen Flügge und Franziskus ergeben sich in einem weiteren Abschnitt des päpstlichen Schreibens. Eine Predigt soll »keine Unterhaltungsshow« sein, da sie »nicht der Logik der Medien« (EG Nr. 138) entsprechen muss. Auch die Bemerkung, dass Predigten »kurz sein« und »vermeiden, wie ein Vortrag oder eine Vorlesung zu erscheinen« (EG 138) sollten, können Konsequenzen für das praktische Leben der Kirche von heute und morgen sein.

Fazit: Ein lesenswertes Buch, unterhaltsam geschrieben, prägnant formuliert, kurzum: Ein Buch, das Lust macht auf mehr. Machen Sie sich selbst ein Bild. Und lesen Sie mit Gewinn das Buch von Flügge, um die Wunden der kirchlichen Sprache kennen zu lernen und Papst Franziskus, um die Wunden der Kirche und ihrer Sprache zu heilen.



Erick Flügge

Der Jargon der Betroffenheit:

Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt

München: Kösel 2016,

3. Auflage, Paperback,

Klappenbroschur,

ISBN 978-3-466-37155-6,

Preis: € 16,99 €.

Daniela Bethge

KIRCHISCH FÜR NORMALE MENSCHEN

Amen, Erlösung, Glauben, Gott, Jesus Christus – das sind typische Vokabeln, die vor allem in Kirchen und von Menschen rund um den Kirchturm benutzt werden. Oft wissen selbst Christenmenschen gar nicht so recht, was die Worte bedeuten und geraten in Erklärungsnot, wenn sie danach gefragt werden.

Reinhard Körner:

Kirchisch für normale Menschen,
Leipzig: Benno 2016 (Neuaufgabe),
176 Seiten, 10,5 x 15,5 cm, gebunden,
durchgehend farbig gestaltet,
mit zahlreichen Illustrationen,
ISBN 978-3-7462-4579-9,
Preis: 7,95 €.

Normale Menschen« sind so genannte Religionslose. Menschen, die auf dem Gebiet des Erzbistums Berlin – z. B. in Vorpommern und dem Land Brandenburg – leben und die Mehrheit darstellen. Normale Menschen sind aber ebenso Menschen, die ihren Verstand nicht an der Kirchentür abgeben und die Dinge verstehen wollen, statt sich mit religiösen Floskeln zufrieden zu geben.

»Das Problem ist nur, dass Kirchisch ziemlich schwer verständlich ist. Sowohl wegen der Vokabeln als auch wegen der Grammatik. Kirchisch spricht man nun mal nicht erst heute, und wie manches in der Kirche, hinkt auch ihre Sprache der Zeit gern etwas hinterher. Ganz abgesehen von den leer gewordenen Wörtern und Floskeln.« (S. 9)

Der Karmelitenmönch Dr. Reinhard Körner OCD hat Erfahrung damit, die Kirchensprache – mit Augenzwinkern Kirchisch genannt – so zu übersetzen, dass man Kirchisch auch außerhalb der Kirchenmauern und des Pfarrhofes versteht. Das Buch ist ein Wörterbuch der besonderen Art. Es liest sich wie ein persönliches Gespräch mit dem Autor. »Kirchisch für normale Menschen« ist eine Bereicherung für Christen und Religionslose, die mit Geist und Herz verstehen wollen, was dahinter steckt, wenn in der Kirche und ihrer Caritas von Erlösung, Glauben, Gott und Nächstenliebe gesprochen wird. Das Buch ist ein Plädoyer und gelungenes Beispiel für die Verbindung von Glaube und Vernunft in der Kirche und in der Welt.

Fazit: unterhaltsam, geistreich und absolut lesenswert für Religionsprofis und normale Menschen zugleich.

Zur Vertiefung: Man kann den Autor auch live erleben. Exerziten und Seminare finden Sie unter www.karmel-birkenwerder.de.





TERMINE 2017

FREITAG, 24. MÄRZ

24 Stunden für den Herrn
St. Clemens, Berlin-Kreuzberg

SAMSTAG, 25. MÄRZ

**Bußgang der
Berliner Katholiken**
von St. Clemens über St. Bonifatius
zur Johannes Basilika

SAMSTAG, 8. APRIL

Diözesaner Weltjugendtag
St. Matthias, Berlin-Schöneberg

MITTWOCH, 26. APRIL

Seelsorgekonferenz
der Geistlichen und Laien
im Pastoralen Dienst

MI-SO, 24. - 28. MAI

Evangelischer Kirchentag
Berlin und Wittenberg

SONNTAG, 11. JUNI

Berufungswallfahrt
von Werneuchen nach Bernau

DONNERSTAG, 15. JUNI

Fronleichnamsprozession
Gendarmenmarkt

FR-SO, 7.-9. JULI

Bistumsjugendtag
Zinnowitz

SONNTAG, 16. JULI

Familienwallfahrt
Alt-Buchhorst

MITTWOCH, 19. JULI

Seniorenwallfahrt
Alt-Buchhorst

SAMSTAG, 16. SEPTEMBER

**Ökumenischer Kirchentag
in Vorpommern**
Greifswald

SAMSTAG, 23. SEPTEMBER

Ministrantentag
Alt-Buchhorst

SAMSTAG, 14. OKTOBER

**Familihtag mit den
Erstkommunionkindern**
St. Ludwig, Berlin-Wilmersdorf

SONNTAG, 5. NOVEMBER

**Bernhard-Lichtenberg-
Wallfahrt**
St. Hedwigs-Kathedrale

WWW.ERZBISTUMBERLIN.DE

Suizid ist die zweithäufigste Todesursache bei Jugendlichen.

EIN GESPRÄCH KANN LEBEN RETTEN.

U25
ONLINE
SUIZID
PRÄVENTION
FÜR JUGENDLICHE

WIR SIND
FÜR DICH
DA! ♡

Rede mit deinen Freunden, deinen Eltern
und deiner Familie. Oder du lässt dich von
Gleichaltrigen anonym online beraten auf
unserer Webseite: WWW.U25-BERLIN.DE

